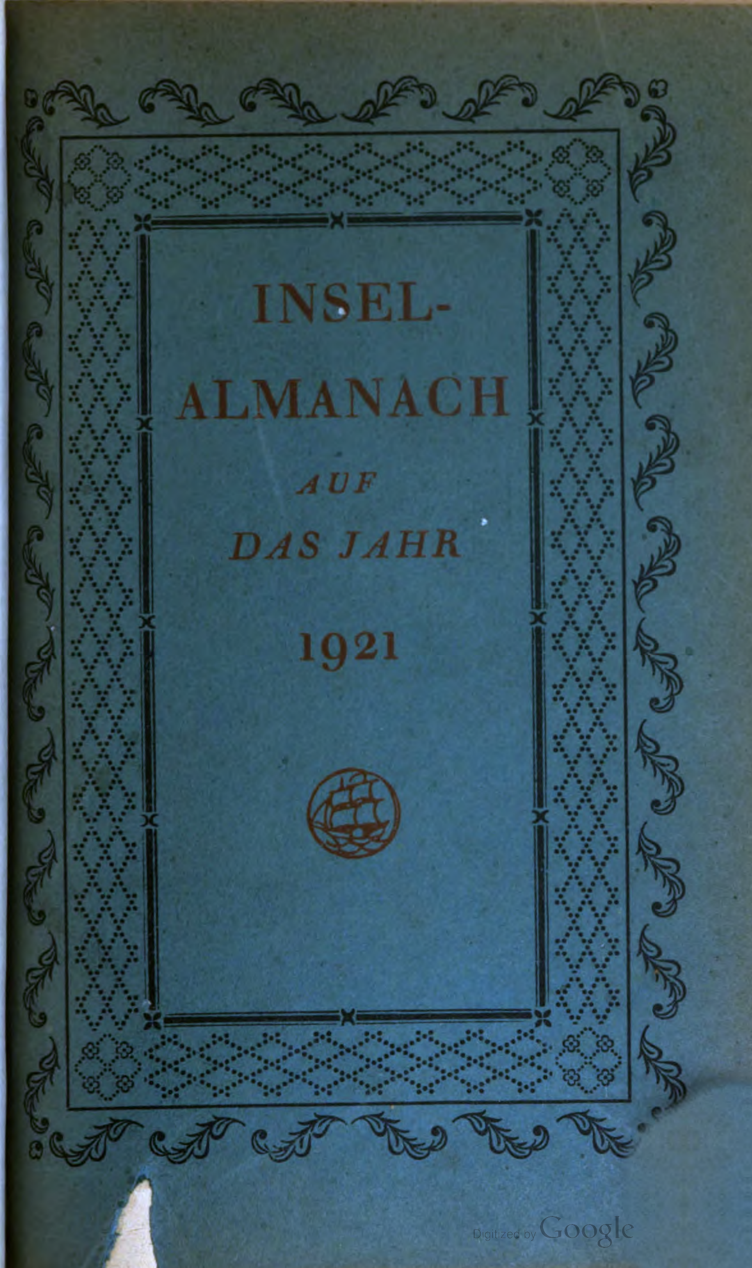
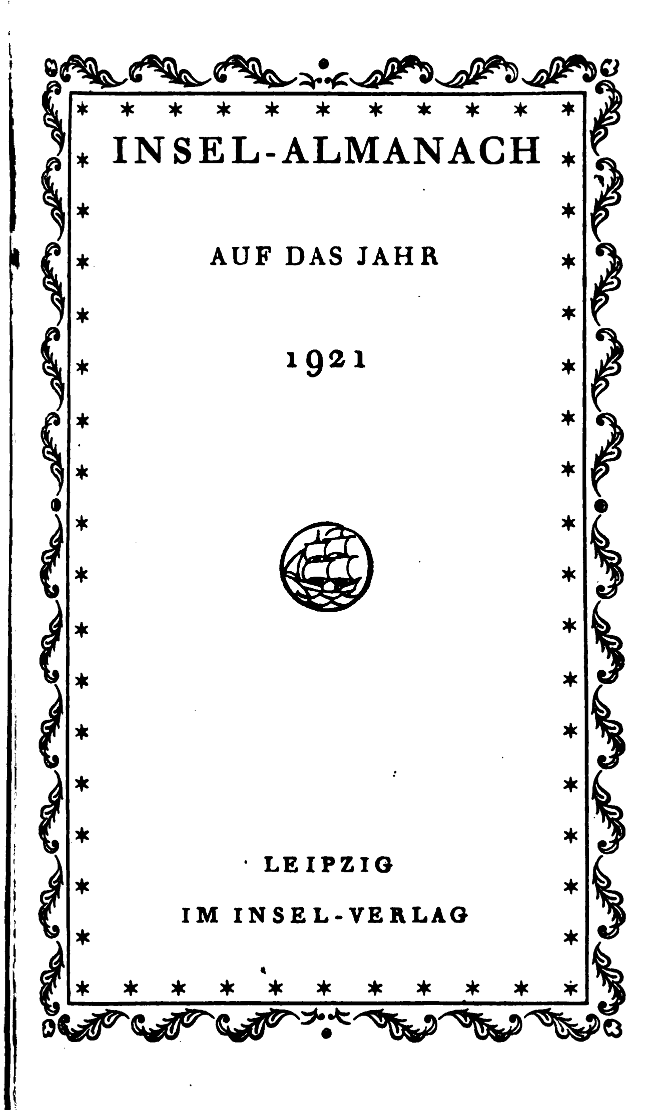

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030708983




INSEL-
ALMANACH
AUF
DAS JAHR
1921





INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

1921

LEIPZIG

IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

FÜR DAS JAHR

1921

*

Es wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkündigern ein ganzes Pflanzen- und Tierreich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flamme, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert. Jean Paul

Januar	
1	Sonnabend
2	Sonntag
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	Sonntag
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	Sonntag
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	Sonntag
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	Sonntag
31	Montag

Februar	
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag

März	
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch
31	Donnerstag

April	
1	Freitag
2	Sonnabend
3	Sonntag
4	Montag
5	Dienstag
6	Mittwoch
7	Donnerstag
8	Freitag
9	Sonnabend
10	Sonntag
11	Montag
12	Dienstag
13	Mittwoch
14	Donnerstag
15	Freitag
16	Sonnabend
17	Sonntag
18	Montag
19	Dienstag
20	Mittwoch
21	Donnerstag
22	Freitag
23	Sonnabend
24	Sonntag
25	Montag
26	Dienstag
27	Mittwoch
28	Donnerstag
29	Freitag
30	Sonnabend

Mai

1	Sonntag
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Sonnabend
8	Sonntag
9	Montag
10	Dienstag
11	Mittwoch
12	Donnerstag
13	Freitag
14	Sonnabend
15	Sonntag
16	Montag
17	Dienstag
18	Mittwoch
19	Donnerstag
20	Freitag
21	Sonnabend
22	Sonntag
23	Montag
24	Dienstag
25	Mittwoch
26	Donnerstag
27	Freitag
28	Sonnabend
29	Sonntag
30	Montag
31	Dienstag

Juni

1	Mittwoch
2	Donnerstag
3	Freitag
4	Sonnabend
5	Sonntag
6	Montag
7	Dienstag
8	Mittwoch
9	Donnerstag
10	Freitag
11	Sonnabend
12	Sonntag
13	Montag
14	Dienstag
15	Mittwoch
16	Donnerstag
17	Freitag
18	Sonnabend
19	Sonntag
20	Montag
21	Dienstag
22	Mittwoch
23	Donnerstag
24	Freitag
25	Sonnabend
26	Sonntag
27	Montag
28	Dienstag
29	Mittwoch
30	Donnerstag

Juli	
1	Freitag
2	Sonnabend
3	Sonntag
4	Montag
5	Dienstag
6	Mittwoch
7	Donnerstag
8	Freitag
9	Sonnabend
10	Sonntag
11	Montag
12	Dienstag
13	Mittwoch
14	Donnerstag
15	Freitag
16	Sonnabend
17	Sonntag
18	Montag
19	Dienstag
20	Mittwoch
21	Donnerstag
22	Freitag
23	Sonnabend
24	Sonntag
25	Montag
26	Dienstag
27	Mittwoch
28	Donnerstag
29	Freitag
30	Sonnabend
31	Sonntag

August	
1	Montag
2	Dienstag
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Sonnabend
7	Sonntag
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Sonnabend
14	Sonntag
15	Montag
16	Dienstag
17	Mittwoch
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Sonnabend
21	Sonntag
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Sonnabend
28	Sonntag
29	Montag
30	Dienstag
31	Mittwoch

September	
1	Donnerstag
2	Freitag
3	Sonnabend
4	Sonntag
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	Sonntag
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	Sonntag
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	Sonntag
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag

Oktober	
1	Sonnabend
2	Sonntag
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	Sonntag
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	Sonntag
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	Sonntag
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	Sonntag
31	Montag

November

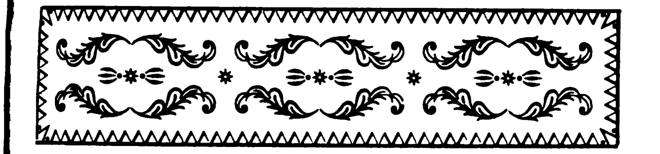
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch

Dezember

1	Donnerstag
2	Freitag
3	Sonnabend
4	Sonntag
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	Sonntag
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	Sonntag
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	Sonntag
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag
31	Sonnabend



Lucas Cranach: Holzschnitt.



THEODOR STORM / AUS DER JUGENDZEIT

Von Mutters Seite

IM siebzehnten Jahrhundert kam auf einem Halligenschiff einer ans Festland nach der Stadt Husum an der Westküste Schleswigs geschwommen; der hieß Wold. Er wurde später herzoglicher Verwalter auf dem 1¼ Meile von der Stadt im gleichnamigen Amte belegenen, im Jahre 1772 jedoch parzellierten adligen Gute Arlewatt und der Stammvater der Familie Woldsen, welche noch bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts hinaus in Hamburg, Amsterdam, sowie in Husum selbst geblüht hat.

Der Bedeutendste dieses Geschlechtes war mein Urgroßvater mütterlicherseits, Senator Friedrich Woldsen in Husum, der vor meiner Geburt verstorben ist; der letzte große Kaufherr, den die Stadt gehabt hat, der seine Schiffe in See hatte und zu Weihnachten einen Marschochsen für die Armen schlachten ließ. Unter den Miniatur-Familienbildern, die in silbervergoldeten Medaillons jetzt an meiner Wand hängen, sieht auch sein Antlitz unter gepuder-

tem Haar, mit dem strengen Zug um den Mund, noch heute auf den Urenkel; aber auch die freundlichen blauen Augen, die ihm von Großmutter und Mutter zugeschrieben wurden, glaubt dieser in dem Bildchen zu erkennen.

Aus dem daneben hängenden Medaillon schaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengewebe ruhig und ernst in die Welt hinaus; das kluge, jugendliche Köpfchen aber in dem amarantfarbenen Mieder, mit dem roten Röschen auf der mäßig hohen Puderfrisur, das seinen Platz über dem Medaillon des Urgroßvaters hat, ist dessen und der Urgroßmutter Tochter, Mamsell Fritzchen, die gern dem Vater in seinen kaufmännischen Rechnungen half, deren Liebe zu dem braven Major aber an dessen hartem Willen sich verbluten mußte. Zwei Liebeslocken, weiß gepudert wie das Haupthaar, hängen ihr vom Nacken aus je zu einer Seite um den Hals; an einer einfachen dunklen Litze liegt ein schwarzes Medaillon auf ihrer Brust. Ich hatte, schon als Knabe, es oft auf ihrem Bilde angeschaut: was mochte wohl darin enthalten sein? — Mir ahnte damals nicht, daß ich als Mann vielleicht der einzige sein würde, der außer ihr selbst es jemals würde geöffnet haben. Und doch — es mag gegen das Jahr 1848 gewesen sein, als unsere von dem genannten Urgroßvater einst auf dem Klosterkirchhof für sich und seine, Friedrich Woldsens, Erben erbaute Gruft einer Reparatur bedurfte und die Maurer mit diesem Werk unter den Särgen, welche auf eisernen Stangen in der Tiefe standen, beschäftigt waren. Da, eines sonnigen Nachmittags, während ich mit meiner Mutter in dem Wohnzimmer des elterlichen Hauses am behaglichen Teetisch saß, wurde an die Tür gepocht, und auf

unser „Herein!“ trat ein Maurergesell ins Zimmer und überreichte uns ein kleines Medaillon, das, wie er berichtete, bei der Arbeit in der Gruft in einem eingestürzten Sarge gefunden war. Durch näheres Befragen wußte meine Mutter, daß der eingestürzte Sarg der Tante Fritzchens sei; sie sah nach ihrem Bilde hinüber, das damals mit dem anderen dort über dem Sofa hing und auf dem das dunkle Medaillon sich deutlich abzeichnete. „Hier ist es,“ sagte ich zu meiner Mutter; „sie hat es mit ins Grab genommen.“ Als ich es dann öffnete, lag eine dunkle Haarlocke darin; von wem, darüber waren wir nicht zweifelhaft. „Laß es in die Gruft zurückbringen,“ sagte meine Mutter; und so geschah es, nachdem ich die Kapsel wiederum geschlossen hatte.

Nach dieser posthumen und doch fast persönlichen Berührung mit meiner jungen, längst vor meiner Geburt gestorbenen Großtante schrieb ich bald nachher, während meines unfreiwilligen Exils in Potsdam, ihr mein Erinnerungsblatt „Im Sonnenschein.“

Noch ein Medaillon ist zurück: der stattliche Mann mit dem liebenswürdigen jungen Antlitz im braunen aufschlaglosen Rock, mit weißem Halstuch und weißgepudertem Haar, eine Lockenrolle an jeder Schläfenseite — es ist ein Sohn meines Urgroßvaters, mein Großvater mütterlicherseits, der nachherige Senator Simon Woldsen in Husum, von dem — wie ich schon irgendwo erzählt habe — als er gestorben war, einer seiner Schwiegersöhne, sein weinendes Kind zum Sarge emporhebend, sagte: „Heule nicht, Junge! So sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist!“ — über dessen mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg, da wir uns einst bei einem Familienbegräbnisse unten in der Gruft be-

fanden, der alte Totengräber, welcher in der Jugend sein Kutscher gewesen war, liebkosend mit der rauhen Hand hinstrich und dabei sagte: „Dat is min ol' Herr; dat weer een guden Mann!" — von dem einst seine jüngste Tochter, meine Mutter, inmitten ihrer Familie, von heftiger Erinnerung ergriffen, ausrief: „So wie du hat keiner mich doch geliebt!"

Ich weiß nur diese Nachreden auf ihn; ein eigenes lebendiges Wort von ihm selbst ist nicht auf mich gekommen. Wenn ich das liebe Antlitz auf dem schon verblaßten Bilde ansehe, so ist mir, als würde er auch wohl mich gleich meiner Mutter geliebt haben; aber schon in meinem vierten Jahre starb er.

Er hatte mit seiner Frau, Magdalena, Tochter des Senator Feddersen in Husum, vier Söhne, die sämtlich in früher Jugend hingerafft wurden; ich entsinne mich nur noch aus meiner Knabenzeit, wie von alten Dienstboten, vielleicht von der Großmutter selbst, mir von ihrem herrlichen Fuhrwerk mit zwei schneeweißen Ziegenböcken erzählt wurde, mit denen sie lustig durch die Straßen kutschiert wären; aber auch, wie diese unregiersamen Haustiere mitunter in die an der Schiffbrücke vor den Wohnkellern zum Verkauf ausgestellte Töpferware geraten seien und dem nachsichtigen Vater wiederholte Entschädigungspflichten auferlegt hätten. — Ich selber hatte die kleinen frohen Herren nicht mehr sehen können; nur einer Szene noch — wiederum unten in unserer Gruft — entsinne ich mich: nach einem Begräbnisse in der Familie war ich allein mit meiner fast achtzigjährigen Großmutter hier hinabgestiegen; ich suchte zwischen all den großen Särgen den kleinen einer früh verstorbenen, geliebten Schwester, da hörte ich hinter mir

ein auffallendes Geräusch, und als ich mich wandte, sah ich, wie die Großmutter einen kleinen Schädel aus einem zertrümmerten Sarge hob und ihn weinend an ihre Lippen drückte: „Das war mein kleiner Simon!" sagte sie zitternd, während sie sacht den Schädel wieder in die halbvergangene Kiste legte.

Glücklicher gestaltete sich das Leben der Töchter in diesem großväterlichen Hause: drei Mädchen, Magdalena, Elsabe und Lucie, blühten in besonderer Anmut darin auf, so daß ich noch mitunter als Mann von alten Leuten ihre einstige Schönheit preisen hörte, und der Großvater, trotz seines zu frühen Todes, hat sie alle noch als Bräute, die älteste und die jüngste auch noch als Frauen in ihrer eigenen Wirtschaft sehen dürfen. — Die jüngste, Lucie, die anmutigste von ihnen, mit ihrem braunen Haar und dunkelgrauen Augen, wurde meine junge Mutter. Eine Zeitlang vor ihrer Konfirmation war sie in Altona in Erziehung und liebevoller Pflege ihrer Patin und Vaterschwester, welche früher an den dortigen Kaufmann Matthiessen, derzeit an einen Kanzleirat Alsen, verheiratet war. Aus dieser Zeit besitze ich ein französisches Themenbuch von ihr, auf dessen Einbanddeckel, jedenfalls von Schulkameradinnen, in zwei verschiedenen Handschriften, teils mit Bleistift, teils mit Tinte die Worte geschrieben sind: „Zartgefühl, Sanftmut, Liebreiz sind die Tugenden Luciens." Erst nach ihrem Tode ist das Buch in meine Hand gekommen. Aber auch Eduard Mörike, da ich mit ihm und meinen Eltern im Sommer 1855 in den Stuttgarter Umgebungen spazieren ging, riß mich gelegentlich beiseite und flüsterte mir zu: „Sie haben prächtige, prächtige Eltern; Ihre Frau Mutter hat so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes!" Und um noch

eins zu sagen, was mich derzeit besonders stolz machte, ein Jugendbekannter, der einst aus der Fremde heimkehrte, erzählte mir von schönen Frauen, die er draußen in der Welt gesehen hatte, und schloß damit: „Aber die schönsten Augen, die ich je in meinem Leben sah, die hat doch deine Mutter!“

Seit acht Jahren sind auch sie geschlossen und zerfallen.

Westermühlen

Bei diesem Worte steigt ein ganzes Wald- und Mühlenidyll in mir auf; das kleine in Busch und Baum begrabene Dorf war die Geburts- und Heimstätte meines Vaters; hier lebten und wirtschafteten in meinen ersten Lebensjahren noch die beiden Eltern meines Vaters.

Fünf Meilen etwa, durch meist kahle Gegend, führte aus meiner Vaterstadt der Weg dahin; dann aber ist mir, als habe plötzlich warmer Baumschatten mich umfangen, ein paar niedrige Strohdächer sahen seitwärts aus dem Laube heraus, zur Linken hörte ich das Rauschen und Klappern einer Wassermühle, und der Wagen, auf dem ich saß, fuhr über knirschenden Kies in eine dämmerige Tiefe. Wasser spritzte von den Rädern: wir fuhren durch ein kleines Gewässer, in dessen dunkle Flut Erlen und größere Waldbäume ihre Zweige von beiden höheren Ufern herabsenkten. Aber schon nach kaum hundert Schritten ging es wieder aufwärts, dann links herum, und auf einem freien Platze und festem Boden rasselte der Wagen vor das zur Rechten liegende Müllerhaus, und mir ist noch, als sähe ich als etwa zweijähriges Bürschlein wie Schattengestalten meine Großeltern, den kleinen strengen

Großvater und die kleine runde Großmutter, aus der etwas höher belegenen und von zwei Seitenbänken flankierten Haustür uns entgegentreten, die wie die zu beiden Seiten gelegenen hohen Fenster des langgestreckten schwarzen Hauses von den Kronen der davorstehenden Linden umdunkelt waren. Es ist das einzige Mal, daß ich die Eltern meines Vaters mit kaum bewußten Augen sah; es ist lange her, fast siebzig Jahre. Von dem durch Lindengrün umdüsterten Hause sah man über den davorliegenden freien Platz, von der linken Seite beginnend, zunächst auf einen Baum- und Obstgarten, welcher sich nach dem soeben von uns durchfahrenen schwarzen Wasser hinabsenkte; daran schlossen sich in gleicher Linie Ställe und Wirtschaftsgebäude; dann das alte schütternde Fachwerkgebäu der Wassermühle, und hinter dieser eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlstrom sich hindurch und rauschend in die Speichen der großen Räder stürzte; aber Obstgarten, Stallungen, Mühle und Brücke, alles — wenn meine Erinnerung mich nicht trügt — lag unter den Wipfeln ungeheurer Eichbäume, wie ich sie nie zuvor zu Hause bei uns gesehen hatte.

Hinter dem Wohnhause war ein großer Garten, voll von Obstbäumen, Zentifolien und Lavendel; er hatte seine größte Breite nach rechts vom Hause aus; der von dorther durch Wiesen kommende Mühlstrom bildete in breiterer Ausdehnung hier seine Grenze; in der äußeren Ecke des Gartens, der auch dort noch einige Schritte über die Linie des Hauses hinausragte, stand ich eines Tages verwundert vor einem mit hohem Buchenzaune abgegrenzten viereckigen Raume; hinübergucken konnte ich nicht; aber während ich stand, kam stetes melodisches Summen aus dem Inneren. Ich hatte der-

gleichen nie gesehen und schlich neugierig an den Seiten herum, bis ich eine im Zaune halbversteckte schmale Brettertür fand, über welcher ich mit meinem Kopfe mir bald freie Einschau in den inneren Raum verschaffte; denn hereindringen konnte ich nicht; sie war verschlossen. Eine Reihe von Bienenkörben stand auf zwei Seiten neben und über einander auf hölzernen Gestellen; eine Drahtmaske, ein Sack lagen daneben im Grase; das tönende Geziefer summte von allen Körben. Das war ein „Immenhof", wie ich späterhin erfuhr, wie man sie dort zum Schutz der Bienen anpflanzte. Ich habe während meiner Knabenzeit diese Plätze, auch später an der Hand meines Onkels oder eines älteren Vetters, stets mit einem Gefühl von Andacht betreten, als näherte ich mich einem lieblichen Naturgeheimnis.

Treten wir über die paar steinernen Treppenstufen an der Frontseite in das Wohnhaus! Auf dem geräumigen Flur, an den Seiten unter zweien Fenstern befinden sich große Kisten mit abgeschrägtem Klappdeckel; sie bergen das dem Müller von dem vermahlenen Korne zukommende Mehl, von dem im Hause verkauft wird; eine große Treppe führt nach dem Boden hinauf; links und rechts nach vorn heraus zwei geräumige Zimmer; das zur Linken das Wohnzimmer, in einer Ecke zwei Flügeltüren mit Glasscheiben, die zu einem Alkoven führten, dem Schlafraume des alten Ehepaares. Eine Tür in derselben Wand ging in die gleichfalls große nach dem Garten hinaussehende Küche, wo ich später oftmals staunend neben dem alten Herde stand und staunend zusah, wie Möddely Marieken den in der Pfanne prasselnden Pfannkuchen plötzlich in die Höhe schleuderte, wie er in der Luft sich wandte

und dann jedesmal genau mit der noch ungebackenen Seite wieder in die Pfanne klatschte. Ich höre noch das Lachen der Genugtuung, wenn ich der Alten meine Bewunderung über dies Kunststück aussprach; und der nächste Pfannkuchen pflegte dann meist noch um einen Fuß höher zu fliegen.

Während es in der Wohnstube an den Wänden, und wohin man blickte, düster und verbraucht aussah, trat man links vom Flur aus in ein großes, helles Gemach mit untadelhaft geweißten Wänden; ein großes Fenster nach einem freien Seitenraum des Gartens gab das Licht, was die Linden den Fenstern an der Frontseite verwehrten. Unzweifelhaft wurden meine Eltern bei ihrem ersten Besuche als junge Leute hier mit mir hineingeführt; ein altmodisches Kanapee, das aus drei zusammengewachsenen Stühlen zu bestehen schien, und ein weißes Teegeschirr, mit roten Blumen bemalt, das auf einem Tischchen an der Wand stand, wurden schon damals oder später genau von mir in acht genommen.

Von vorstehenden Beobachtungen habe ich gewiß nur wenige in meinem damaligen zweiten Jahre gemacht; aber ich bin später, in den Michaelisferien, oft dahin auf Einladung meines Onkels Hans, der dann als ältester Sohn der Müller war, zurückgekehrt.

Bei jenem ersten Besuche waren um die Großeltern außer jenem ältesten, gescheiten und liebenswürdigen Bruder meines Vaters, der mit ihm ein durchgeistetes Antlitz gemein hatte, noch die jüngste, derzeit recht junge Schwester, meine geliebte Tante Lene mit ihrem stillen Madonnengesichte, und die nicht hübsche, aber kluge und energische Tante Gretchen, die später den Bauervogt Hans Carstens

in dem damals gleichfalls zu Hohn eingepfarrten Dorfe Hamdorf heiratete. Mein Vater, der Jurist, hielt diese Schwester zeitlebens in besonderer Achtung; ihr ganzes Wesen war von beruhigender Sicherheit. Sie hatte aber auch schon in ihrer Jugend über ihn gewacht; wie oft hat mein Vater, wenn er, wie so oft, auf seine Jugend kam, es uns erzählt! In Westermühlen war keine Schule; die Kinder mußten etwa eine halbe Meile weit nach dem benachbarten Elsdorf gehen. Besonders im Winter scharten sie sich dann an einem bestimmten Platze ihres Heimatdorfes und traten gemeinsam den Schulweg an. Zu Mittag blieben die Westermühlener in Elsdorf; ein Stück Butterbrot wurde aus der Tasche gezogen und in Gesundheit verzehrt. „Was bekamt ihr dann zu trinken? Milch oder Bier?“ frug ich meinen Vater. Er lachte: „Ein großer kupferner Kessel mit frischem Brunnenwasser wurde zwischen uns auf den Tisch gestellt, da konnte jeder so viel trinken, als er Lust hatte.“

Der Lehrer war ein alter Soldat gewesen; trotzdem meinte mein Vater noch in seinem hohen Alter, er habe seine Sache wohl verstanden, und erzählte gern, wie er am Weihnachtsabend herkömmlicher Gast in seinem elterlichen Hause gewesen, und wie gern er dann den Gesprächen zwischen ihm und seinem Vater gelauscht habe.

Aus dem 8. Bande unserer von Albert Köster herausgegebenen Storm-Ausgabe.





Er ist usgangen, der da säet sinen Samen.
Holzschnitt um 1470.

RICARDA HUCH / ZWEI GEDICHTE

DIE AUFERSTEHUNG VON GRÜNEWALD

Ists noch der edle Leib, den wir berührt,
Der hold sich neigte seinem schwachen Volke?
Schon schmilzt, was sterblich war;
Den unser Herz noch spürt,
Entfesselt, feuerklar
Blitzt er empor in heimatlicher Wolke.

Dies ist die Kraft auf seines Vaters Thron,
Der jäh den Stein zerriß, der ihn gefangen!
Kniet hin und betet an!
Gott ward der Göttersohn;
Das Weltall rollt heran,
Den, der es schuf, die Liebe, zu empfangen.

NACHTPHANTASIE

Wilde Nächte sind nach dumpfen Tagen,
Dann fernher hör ich das Sturmroß jagen.

Ungestüm an meines Hauses Stufen
Scharrt es, Blitze sprühn von seinen Hufen.

Lockt mich fort zu hohen Geisterwegen,
Immer lauter klopft mein Herz entgegen.

Bald, mir ahnt es, wird die Kette springen,
Mächtig tragen mich meerfeuchte Schwingen.

Sternumrauscht wie einst von Herbstes Blättern,
Reit ich jubelnd mit den alten Göttern.

Eins ward ich mit meines Rosses Rasen,
Bin ein Siegesmarsch, vom Sturm geblasen.

Drunten hören sie mein Lied gewittern:
Freiheit! Freiheit! Freiheit! und erzittern.



EMILE VERHAEREN/ GEDICHTE IN PROSA

EMILE Verhaeren hat in seinen Jugendjahren eine Reihe merkwürdiger „Gedichte in Prosa" geschrieben, die später nie in Buchfom veröffentlicht wurden und von denen nur einige wenige vor Jahrzehnten in Zeitschriften verstreut erschienen sind. Wir bringen hier einige dieser Gedichte, die aus der Zeit seiner schwersten seelischen Erschütterungen stammen (etwa aus den Jahren der „Villages illusoires", „Campagnes hallucinées") und hier zum erstenmal übersetzt sind.

DIE WEGE

Du, der Verjagte des eigenen Herzens, kennst du die Wege in das Weltall hinaus?

Die Wege, die müde sind von vielen Schritten, die sie durchglitten? — Die Wege, die müde sind von ihrem eigenen Gewind und die in andern verrinnen und stiller werden und in der Ferne von neuem beginnen?

Sieh! Wie durch Städte, über Plätze und Kreuzwege die Straßen hinaus zu anderen Straßen sich ziehn und entfernen.

Und sieh! Über die Sterne hinaus die Wege zu den anderen Sternen —

Du, der Verjagte des eigenen Herzens, Wegwanderer du, und Sucher des Weges, kennst du die Wege von Unendlichkeit zu Unendlichkeit?

DIE KLEINEN STÄDTE

I

Die kleinen Städte, die frommen und greisen, still und verschrumpft hinter bröckelndem Walle, die kleinen Städte am Neckar und Rhein, einst gesehen auf einsamen Reisen, wie locken und mahnen noch heut mich sie alle mit ihren Plätzen und winkligen Häuserreihn! Ihre verwitterten Kirchen mit den Quadern, die wie Schwämme durchlöchert sind, ich sehe sie noch, das pfeffer- und aschenfarbene Gestein mit den gewundenen Balustraden, die das Alter zerkrümmt und zerfrißt, und dem armseligen Rest von Heiligen auf dem Giebel und unter den Pforten, diesem Hofstaat von Wundern der Tugend.

Einbein der eine, Linkfuß der andre, Holzhand und Stelzer haben sie längst, die guten Heiligen, ihre plastische Würde verloren und das ernste Aufrecht ihrer strengen Gebärden. Ein wenig grotesk sind sie schon und beinahe lächerlich. Sie kommen vom Jahrmarkt hundertjähriger Leiden, und alle vergessenen Gebreste leben in ihnen fort; sie sind die Enterbten, die Ärmsten der Armen und dies so sehr, daß die Bettler, die an den Kirchentüren kauern. unmerklich ihre Jammergesten angenommen haben. Sie, die Lebendigen, und die steinernen Figuren leben brüderlich zusammen und nähern so sehr ihr Schicksal, daß, wenn abends die verrosteten Stimmen die spärlichen Gläubigen um Almosen anflehen,

man glauben könnte, es seien die steinernen Heiligen, die da murmelten — immer, ach immer die gleichen Worte —, und daß die Lippen, die die Klage stöhnten, jene seien, die seit Jahrhunderten tot und verschlossen sind.

II

Wie oft meinte ich sie so klagen und verzagen zu hören, wenn der Regen feinmaschig die Giebel der Kathedrale übersprühte! Dunkel und verlassen war ringsum der Platz. Ein paar Frauen nur kehrten heim, geheimnisvoll und verschwiegen schwatzende Paare, die manchmal stehen blieben zu besonders vertraulicher Mitteilung. Wie lange Schleier, von den Fenstern nur durchlocht, schienen die Fassaden. Um die Ecke, am Ende einer Sackgasse, war das Kloster, eine traurige Ruine aus Backstein und verräuchertem Holz, und weiter unten die versteckte und muffige Auslage eines kranken Bildschneiders, der die Statuen der Madonna und der Heiligen mit solcher Inbrunst nachbildete, daß er unserer genügsameren Zeit reichlichen Ersatz bieten mochte für die Märtyrerkunst kraftvollerer Jahrhunderte. Gegenüber hauste der bischöfliche Photograph. Sein Schaufenster zeigte Gruppen neugebackener Seminaristen, die Brille am Nasenende, den Daumen in der Knopfreihe der Soutane; den Papst und Prälaten mit hocherhobener Stirn, den Hals und die Hände starr in der Umgürtung kostbarer Gesteine; dann wieder die Konterfeie ältlicher magerer Jungfrauen, wahre Rebenstöcke für den Rosenkranz des Gebets; aufgeblähte Küster, deren Bäuchlein den festlichen Umzügen erst den vollen Aplomb gibt; und schließlich eine Mißgeburtserie von Kirchenschwengeln und Sakristanen, die Kerzen oder die Banner trugen.

III

Oft habe ich in bösen Stunden an die Möglichkeit eines langsamen Selbstmordes meines innern Ich hier in diesem entsetzlichen Schweigen gedacht. Man müßte nur seinen ganzen Willen dazu verwenden, sich von idiotischen Beschäftigungen unterbrochen zermalmen zu lassen, sein Herz und Gehirn zusammenzuzwängen und es in so einen Schraubstock der Schwere und kläglicher Regelmäßigkeit zu pressen. Man müßte alle Träume erwürgen, alle Kraft, alle Leidenschaft. Dann würde man auch einer jener Blassen und Unfruchtbaren, die diese Gäßchen durchschlurfen, in abendfarbenem Kleid, in abgenütztem und entwachsenem Gewand, mit dem unvermeidlichen fetten Buch unter der Achselhöhle. Die Hände würden länglich und fett, die Augen scharf und versteckt; fromm die Gebärde. Und wie ein eifriger Folterknecht strafte man sich so für die Sünde, nicht vollkommen, nicht fehllos gewesen zu sein.

EINES ABENDS

Ich entsinne mich, eines Abends allein durch die Straßen einer spanischen Stadt geirrt zu sein, indes ein wilder Wind den Regen vor sich herpeitschte. Ein paar seltene Laternen erhellten mit dem kleinen Goldpatt ihrer Flammen spärlich die traurigen Quartiere. Hartnäckig wanderte ich meinen Weg weiter, wenn auch leise schon beängstigt durch die Dunkelheit, die von hundert zu hundert Schritten sich vor meinem Blicke auftat, um sich gleich hinter mir wieder schwarz zu verschließen. Dumpf und regelmäßig schwoll die Stunde von der Kathedrale, die sich plötzlich ungeheuer an der Ecke eines

Platzes vor mir aus dem Dunkel aufrichtete mit ihren niedrigen Türen, ihrem tragischen Gemäuer, ihren fratzenhaften Wasserspeiern. Die beiden Türme stiegen vom Portale starr und drohend empor, von oben hörte man Summen, Stöhnen, Weinen und Klagen durch die Nacht. Sie schienen gleichsam unter allen den Wunden und Narben ihrer Steine zu leiden, aber sie stießen sich doch stolz und verzweifelt in irgendeine Ferne und qualvolle Unendlichkeit empor. —

Nicht fern davon unter irgendeiner ungeheuren Brücke rollte nächtlich ein Strom. Das arme Licht, das zu Füßen des Heiligen brannte, spiegelte sich in dem Wasser, auf das sein Reflex leuchtende Muscheln zu werfen schien. Ich neigte mich über die Brüstung. Mit langsamem und gleichmäßigem Schwall stößt seit Jahrhunderten und Jahrhunderten der Strom an diese Pfeiler. Schwarze Flecken tauchen manchmal auf den Wellen auf, abgetriebene Dinge, die der Strom mit sich riß, zerfetzte und weiterschleppte. Eine bösartige, geheimnisvolle und finstere Kraft grollte unter seiner Fläche, und doch erkannte ich an den kleinen Lichtfunken, die im Fernen verstreut waren, ein paar arme verankerte Boote, deren Schiffer sich mühten, inmitten dieser tragischen Welt zu schaffen und gegen diesen finstern Widerstand mit Gelassenheit zu kämpfen. —

Ich ließ den Fluß, durchschritt die engen Straßen, eine und dann eine andere und noch eine andere. Das Dunkel war nun undurchdringlich. Plötzlich verschloß mir ein Gitter den Weg. Tastend tat ich es auf. Ein Friedhof entbreitete sich dahinter, und ich suchte meinen Weg durch den Kies, der kleinen, zerbrochenen Zähnen glich. Ich sah mich selbst nicht mehr schreiten und war nun bei den Toten, ganz

nahe bei ihren Kreuzen. Schreckhaft überkam mich Angst vor dem Boden, den ich betrat, und vor dem nächtlich Unbekannten, in das ich hinabtauchte: aber ich weigerte mich, diese Angst aus mir zu vertreiben. Im Gegenteil: ich wandte alle Mühe auf, tausend Schrecken in mir anzusammeln nur in der einzigen Hoffnung, mich dann genug aufzuraffen und meiner Willenskraft den Triumph zu verschaffen, inmitten aller Angst aufrecht zu bleiben. Ich schritt weiter auf die Gefahr, in irgendein offenes Grab zu stürzen. Ich stolperte und richtete mich wieder auf. Ich war des Wahnsinns dieses Tuns bewußt, ich war voll Angst, ich schauerte vor all dem, was mir geschehen konnte, aber doch, ich raffte mich unablässig zusammen, klammerte mich gleichsam an mich selber und hielt stark meine Füße, die ungeduldig entfliehen wollten, an ihrer Stelle unbeweglich zurück. Durch Stunden dauerte dieser Kampf, während dessen ich eine kalte Kühnheit einzig aufbot, meine Schritte festzuheften und wieder fortzureißen, einen vor dem andern durch diese unerschöpfliche und grausame Dunkelheit.

Übertragen von Stefan Zweig.



GRABREDE DES PERIKLES AUF DIE GEFALLENEN

IM Winter [431] wurden in Athen, wie es dort altes Herkommen ist, die im ersten Kriegsjahre Gefallenen von Staats wegen feierlich bestattet, und zwar in folgender Weise: Drei Tage vorher werden die Gebeine der Gefallenen in einem dazu hergerich-

teten Zelte zur Schau gestellt, und jeder bringt seinem Toten, wie ihm ums Herz ist, eine Gabe dar. Wenn sich der Leichenzug in Bewegung setzt, werden Särge aus Zypressenholz zu Wagen hinausgefahren, für jede Phyle ein Sarg, in dem sich die Gebeine aller, die dieser Phyle angehört haben, befinden. Ein leeres, mit Teppichen belegtes Paradebett wird mit hinausgetragen für die Vermißten, die man nicht hat auffinden und mitnehmen können. Jeder, wer will, kann sich dem Zuge anschließen, Einheimische und Fremde; auch Frauen nehmen daran teil, um am Grabe ihrer Angehörigen zu weinen. Die Beisetzung erfolgt in dem Staatsgrabe in der schönsten Vorstadt von Athen, wo die Athener ihre im Kriege gefallenen Toten immer bestattet haben, mit alleiniger Ausnahme der bei Marathon Gebliebenen, welche zu Ehren ihrer unvergleichlichen Tapferkeit auf der Walstatt selbst beerdigt wurden. Ist das Grab zugeschüttet, so hält jemand, den man dazu mit Rücksicht auf Befähigung und Ansehen von Staats wegen auswählt, eine Rede zu Ehren der Gefallenen, worin er ihre Verdienste gebührend hervorhebt. Darauf geht jeder wieder nach Hause. In dieser Weise verläuft die Feier, und während des ganzen Krieges wurde es, sooft sie stattfand, immer so damit gehalten. Dies erste Mal war Perikles, Xanthippos' Sohn, zum Redner gewählt, und als er so weit war, trat er vom Grabe her auf eine hohe Bühne, die man dort errichtet hatte, damit man ihn in der Menschenmenge möglichst weit verstehen könnte, und hielt folgende Rede:

„Die Redner, welche vor mir an dieser Stelle gesprochen, sind in der Regel des Lobes voll darüber gewesen, daß man bei unserer Totenfeier auch diese

Rede eingeführt habe, sei es doch eine schöne Sitte, unsere gefallenen Helden durch eine Rede am Grabe zu ehren. Nach meinem Gefühl hätte man es lieber dabei lassen sollen, die Verdienste, die sich diese Männer durch ihre Taten erworben, auch nur durch eine Tat zu ehren, ich meine, durch solch ein ehrenvolles Begräbnis, wie ihr es heute wieder mit angesehen habt, anstatt es für die Beglaubigung der Verdienste so vieler Helden darauf ankommen zu lassen, ob einer eine gute oder eine schlechte Rede hält. Eine solche Rede zu halten, ist schwer, und es wird dem Redner kaum gelingen, seine Zuhörer zu überzeugen, daß er jene Verdienste zutreffend gewürdigt habe. Denn wer selbst mit dabei gewesen und überhaupt ein guter Athener ist, wird die Rede im Vergleich zu dem, was er erwartet und von der Sache weiß, leicht zu matt finden, wer es aber nicht selbst miterlebt, wird manches für übertrieben halten, weil man keinem ein Lob für Leistungen gönnt, die man sich selbst nicht auch zutraut; denn soweit man es anderen noch gleichtun zu können meint, kann man das ihnen erteilte Lob allenfalls ertragen, darüber hinaus aber ist man gleich neidisch und will nicht daran glauben. Da man nun aber seinerzeit der Meinung gewesen ist, daß es so besser sei, so muß auch ich mich der eingeführten Ordnung fügen und werde versuchen, es jedem von euch möglichst nach Wunsch und Sinn zu machen.

Ich beginne mit unseren Vorfahren; denn wir sind es ihnen schuldig, und es geziemt sich, bei einer solchen Feier ihrer dankbar zu gedenken. Als alteingesessene, mit dem väterlichen Boden von jeher festverwachsene Bevölkerung dieses Landes haben sie dessen Freiheit von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt und auf uns vererbt. Haben schon unsere

Altvorderen Anspruch auf unseren Dank, so vollends unsere Väter. Denn sie haben zu dem altererbten Besitz noch das weite Reich, das jetzt unser ist, hinzuerworben und uns hinterlassen. Wir selbst aber, das jetzige Geschlecht, haben es dann freilich noch weiter vermehrt und die Stadt mit allem, was sie für Krieg und Frieden bedarf, überreichlich ausgestattet. Von den Heldentaten, denen wir unsere heutige Machtstellung verdanken, und von der Tapferkeit, die wir selbst und unsre Väter in den Kämpfen mit Barbaren oder Hellenen bei jeder Gelegenheit bewiesen haben, will ich nicht weiter reden; es sind das ja euch allen genügend bekannte Dinge. Wohl aber will ich euch, bevor ich mich zur Ehrung unserer Toten wende, ein Wort über den Geist unseres Staatswesens und der Einrichtungen sagen, worauf die Größe Athens beruht. Denn ich glaube, daß ein Wort darüber bei dieser Gelegenheit nicht unangebracht ist, und daß allen Anwesenden hier, Einheimischen und Fremden, damit gedient sein wird.

Wir haben bei unserer Verfassung keine fremden Einrichtungen zum Muster genommen; im Gegenteil, wir haben anderen eher als Vorbild gedient, als ihnen was nachgemacht. Und weil das Regiment bei uns nicht in der Hand weniger, sondern der Gesamtheit liegt, nennt man unsere Verfassung demokratisch. Denn wie in den Angelegenheiten der einzelnen gleiches Recht für alle gilt, so gibt auch in Beziehung auf Geltung und Ansehen in Staat und Gemeinde nur persönliche Tüchtigkeit einen Vorzug, nicht aber Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, und selbst Armut hindert keinen, der was kann, aus seiner Unansehnlichkeit zu Amt und Würden zu gelangen. Wir sind im öffentlichen Leben nicht engherzig und im täglichen Verkehr untereinander keine

Duckmäuser, nehmen es unserem Nächsten nicht übel, wenn er mal über die Stränge schlägt, und machen darüber kein sauertöpfisches Gesicht, um ihn dadurch, wenn auch nicht umzubringen, doch moralisch zu vernichten. Im persönlichen Verkehr sind wir nichts weniger als Splitterrichter, im öffentlichen Leben aber schämen wir uns jeder Ungesetzlichkeit und gehorchen der jeweiligen Obrigkeit und den Gesetzen, vorzüglich den zum Schutz der Bedrängten gegebenen, und den, wenn auch ungeschriebenen Gesetzen, deren Übertretung jedermann für Schande hält.

Auch für Gelegenheit zur Erholung von Mühe und Arbeit ist bei uns reichlich gesorgt, durch Spiele und Feste, wie sie hier jahrein jahraus gehalten werden, aber auch durch unser schönes Familienleben, dessen tägliche Freuden die Sorgen verscheuchen. Bei der Größe unserer Stadt kommen die Erzeugnisse aller Länder hier zu Markte, die wir so gut als unser Eigentum ansehen können wie die Erzeugnisse unseres eigenen Landes.

Auch in Beziehung auf das Kriegswesen befolgen wir insofern andere Grundsätze als unsere Gegner, als wir niemand den Aufenthalt hier in der Stadt verwehren. Es kommt nie vor, daß jemand ausgewiesen oder daran gehindert wird, sich hier umzutun und zu belehren, aus Furcht, die Feinde könnten uns Geheimnisse absehen und sich zunutze machen. Denn wir verlassen uns nicht sowohl auf Vorsichtsmaßregeln und Überraschungen, als vielmehr auf den im Kampfe bewährten persönlichen Mut. Während man bei ihnen die Knaben schon von klein auf durch Anstrengung und Abhärtung zur Tapferkeit erziehen zu müssen glaubt, gehen wir auch ohne solche harte Zucht nicht minder entschlossen

in den Kampf und können es dreist mit ihnen aufnehmen. Das sieht man schon daraus, daß die Lakedämonier bei Einfällen in unser Land nicht allein kommen, sondern gleich alle ihre Bundesgenossen aufbieten, während wir unseren Nachbarn allein ins Land fallen und sie, obwohl sie für Haus und Hof fechten, in der Regel ohne große Mühe besiegen. Mit unserer ganzen Macht auf einmal hat es ein Feind noch nie zu tun gehabt, weil wir gleichzeitig immer Mannschaft für die Flotte bedürfen und auch zu Lande unsere Truppen an allen Ecken und Enden verwenden müssen. Kommen aber die Herren mal mit einem unserer Heeresteile ins Gefecht und schlagen sie dabei ein paar Athener aus dem Felde, so wird daraus gleich ein Sieg über das ganze athenische Heer; sind sie dagegen von uns besiegt, so sind sie immer nur unserer ganzen Macht unterlegen. Wenn wir aber auch ohne solchen Zwang getrost in den Kampf gehen und uns dabei nicht auf künstlich gezüchtete Tapferkeit, sondern auf angeborenen Mut verlassen, so kommt uns nur das zugute; denn auch ohne unsere Kräfte vorher auszugeben, stehen wir nicht minder unseren Mann als unsere Gegner, die sich bis dahin beständig abgequält haben. Und deshalb bewundert man Athen mit Recht, aber freilich noch aus anderen Gründen.

Denn wir pflegen die Künste, aber nicht um eiteln Prunkes willen, und lieben die Wissenschaft, aber ohne uns dadurch verweichlichen zu lassen. Wir schätzen den Reichtum als ein Mittel, um nützlichen Gebrauch davon zu machen, nicht aber um damit zu protzen. Seiner Armut braucht sich niemand zu schämen, es sei denn, daß er sie durch Faulheit selbst verschuldet hat. Der Politiker kann sich bei uns auch seinen eigenen Angelegenheiten

widmen und der Geschäftsmann, der sein Gewerbe treibt, dabei sehr wohl auf Politik verstehen. Nur hier hält man den, der sich nicht um Politik bekümmert, nicht für einen guten Bürger, sondern für einen Philister. Bei uns bildet sich jeder wenigstens ein Urteil über solche Fragen, wenn es auch zunächst den berufsmäßigen Politikern überlassen bleibt, über deren richtige Lösung nachzudenken. Wir glauben nicht, daß die Sachen darunter leiden, wenn man sich erst öffentlich darüber ausspricht; im Gegenteil, wir halten es für verkehrt, eine Sache anzugreifen, ohne sich darüber vorher durch Rede und Gegenrede belehren zu lassen. Denn auch darin unterscheiden wir uns von anderen, daß wir bei unseren Unternehmungen erst wägen und dann wagen, während sie dummdreist draufgehen und, wenn sie zur Besinnung kommen, den Mut verlieren. Der wahre Mut ist es denn doch, sich zunächst klarzumachen, was man zu hoffen und zu fürchten hat, und dann doch nicht vor der Gefahr zurückzuschrekken. Auch über Wohltun denken wir anders als die meisten; nicht durch Nehmen, sondern durch Geben suchen wir uns Freunde zu machen. Wer einem anderen eine Wohltat erweist, hält fester an der Freundschaft und sucht sich dessen Dankbarkeit durch fortgesetztes Wohlwollen zu erhalten; der durch eine Wohltat Verpflichtete dagegen läßt es schon eher darauf ankommen, weil er sich sagt, daß er sie nicht erwidert, um dem anderen eine Freude zu machen, sondern um eine Schuld abzutragen. Wir sind die einzigen, die nicht aus Berechnung und um eigenen Vorteils willen, sondern als freie Männer auch ohne Nebenabsichten vertrauensvoll und furchtlos anderen Wohltaten erweisen.

Mit einem Worte, ich sage, unsere Stadt ist die

hohe Schule für ganz Griechenland, und glaube, daß auch der einzelne Athener sich mit seiner Gewandtheit und Sicherheit in allen Lebenslagen in der Regel leicht zurechtfinden wird. Und daß ich damit nicht nur bei dieser Gelegenheit den Mund etwas voll nehme, sondern daß dem in der Tat so ist, beweist die große Stellung unserer Stadt, die wir solchen Eigenschaften verdanken. Sie allein ist, bei Lichte besehen, größer als ihr Ruf, die einzige, von der besiegt zu werden auch der Feind sich nicht schämt, der zu gehorchen ihre Untertanen nicht unter der Würde halten. Nach einer so glänzenden und wahrlich zur Genüge bezeugten Entfaltung unserer Macht und Größe kann uns die Bewunderung der Mit- und Nachwelt nicht fehlen. Wir brauchen zur Verherrlichung unserer Taten keinen Homer noch sonst einen Sänger, der für den Augenblick entzückt, dessen Fabelwelt dann aber vor der Wahrheit nicht Stich hält. Über Land und Meer, soweit eines Menschen Fuß reicht, sind wir die Heldenbahn geschritten und haben überall bei Freund und Feind ein unvergängliches Andenken hinterlassen. Für diese Stadt haben auch diese Tapferen als deren treue Söhne ihr Leben gelassen, und auch unter uns Überlebenden hier ist gewiß keiner, der nicht mit Freuden für sie in den Tod gehen würde.

Darum bin ich auch auf die Verhältnisse unserer Stadt eingegangen. Ich wollte euch zeigen, daß für uns denn doch andere Dinge auf dem Spiel stehen als für Leute, bei denen es dergleichen wie hier bei uns nicht gibt, und dadurch zugleich das Verdienst der Männer, denen ich die Grabrede halte, um so heller ins Licht setzen. Auch ist damit das Beste zu ihrem Ruhm bereits gesagt. Denn alles, was ich zum Ruhm der Stadt gesagt habe, verdankt

sie eben der Tüchtigkeit dieser Männer und solcher Helden wie sie, und in ganz Griechenland wird man das nicht von allzuvielen, so wie von ihnen, ohne Übertreibung rühmen können. Ich meine, ein Tod wie ihrer beweist unter allen Umständen die Tüchtigkeit eines Mannes, mag er sie damit zum erstenmal bewähren oder vollends besiegeln. Selbst dem Taugenichts kommt es zugute, wenn er schließlich sein Leben auf dem Schlachtfelde fürs Vaterland einsetzt; denn durch solche Tapferkeit hat er seine Fehler bedeckt und dem Gemeinwesen mehr genützt als durch sein früheres Lotterleben geschadet. Hier unter diesen Tapferen war keiner, der sich in Überfluß und Genußsucht verweichlicht oder in der Hoffnung, aus einem armen Schelm dermaleinst noch ein reicher Mann zu werden, lange besonnen hätte, der Gefahr ins Angesicht zu sehen. Sie alle hatten kein größeres Verlangen, als gegen den Landesfeind zu kämpfen, kannten keinen schöneren Tod als den fürs Vaterland, und ohne ihr Leben im Kampfe gegen die Feinde zu wagen, hatten auch andere Güter in ihren Augen keinen Wert. Während sie auf den Sieg, den immer ungewissen, nur hoffen konnten, gingen sie im Vertrauen auf ihre eigene Kraft in den Kampf. Und indem sie lieber tapfer kämpfen und sterben, als durch feige Flucht ihr Leben retten wollten, haben sie ihren Heldenmut durch die Tat bewiesen und brauchen keine Lästerzunge zu fürchten. So sind sie in kurzer Schicksalsstunde, vom höchsten Ruhmesglanz umstrahlt, den Heldentod gestorben.

Diese Tapferen haben ihre Schuldigkeit getan, indem sie für die Stadt ihr Leben ließen. Mögen die Überlebenden immerhin wünschen, daß es ihnen nicht auch das Leben kostet, darum aber doch nicht

minder entschlossen sein, es mutig gegen den Landesfeind einzusetzen. Wozu, — das braucht ihr euch von einem Redner, der das nicht besser weiß als ihr, durch einen Vortrag über den Nutzen der Tapferkeit nicht erst auseinandersetzen zu lassen; nein, macht nur die Augen auf, um euch tagtäglich von der Macht und Schönheit unserer Stadt zu überzeugen und euch recht eigentlich in sie zu verlieben. Und wenn ihr euch dann ihrer Größe freut, so vergeßt nicht, daß kühne und von Ehrgefühl beseelte Männer, welche wußten, was ihre Schuldigkeit war, uns das zuwege gebracht haben, Männer, die nicht nach jedem Mißerfolg den Mut sinken ließen, sondern immer wieder bereit waren, ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Dafür aber, daß sie ihr Leben fürs Vaterland hingegeben haben, ist ihnen denn auch unsterblicher Ruhm und das herrlichste Grabmal zuteil geworden, nicht hier, mein' ich, wo sie beigesetzt worden sind, sondern überall da, wo ihr Ruhm fortlebt und sich ein Anlaß bietet, ihrer durch Wort oder Tat zu gedenken. Denn das Grabmal berühmter Männer sind alle Lande, und nicht nur in der Heimat kündet die Inschrift auf dem Grabstein ihren Ruhm, sondern auch in der Fremde bleibt, wenn nicht ihre Tat, so doch ihr Mut auch ungeschrieben bei jedermann in lebendigem Gedächtnis. Sie also nehmt euch zum Beispiel; erblickt auch ihr das Glück in der Freiheit, die Freiheit in der Tapferkeit, und steht auch ihr euren Mann, wenn euch von Feinden Gefahr droht! Denn wo man nur ein kümmerliches Dasein führt und nichts Besseres zu hoffen hat, hat man auch keinen Grund, sein Leben in die Schanze zu schlagen, wohl aber da, wo man bei einem Umschwung der Dinge was zu verlieren hat und ein un-

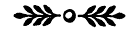
glücklicher Krieg so viel ausmacht. Dem Mutigen ist feige Jämmerlichkeit schmerzlicher als der Tod, den er im Hochgefühl der Kraft und in der Freudigkeit des Sieges als kein Übel empfindet.

Darum will ich auch euch, die hier anwesenden Eltern dieser Tapferen, nicht beklagen, sondern zu trösten suchen. Glück und Unglück, das wißt ihr, wechseln beständig im menschlichen Leben; glücklich, wem ein so schönes Ende wie ihnen oder eine so edle Trauer wie euch zuteil wird, wem nach einem glücklichen Leben auch ein glücklicher Tod beschieden ist. Ich weiß, es ist schwer, euch über einen Verlust zu trösten, an den ihr, wenn ihr andere ein Glück genießen seht, dessen ihr euch einst auch freuen durftet, immer von neuem erinnert werdet. Ein Glück, das man nie gekannt, zu entbehren, tut nicht weh, weh aber, ein Glück zu verlieren, an das man gewöhnt war. Wer von euch noch in dem Alter ist, daß er auf Kinder hoffen kann, mag sich an solcher Hoffnung aufrichten. Die neuen Kinder werden den Eltern ein Trost für die verlorenen sein, die Stadt aber wird davon den doppelten Vorteil haben, daß sie an Bürgern nicht ärmer wird und an Sicherheit gewinnt. Wer nicht selbst auch Kinder zu verlieren hat, dem wird da, wo es sich um Fragen des Gemeinwohls handelt, auch das volle Verständnis für die Gefühle und Interessen seiner Mitbürger fehlen. Ihr aber, die ihr über dies Alter hinaus seid, freut euch, daß ihr den größten Teil eures Lebens glücklich gewesen seid, und daß es bald mit euern Tagen zur Neige geht, und zehrt hinfort vom Ruhme eurer Söhne; denn nur der Ehrgeiz altert nicht, und das, woran sich das tatenlose Alter am meisten freut, ist nicht, wie man wohl behauptet, das Geld, sondern die Ehre.

Euch freilich, ihr hier anwesenden Söhne und Brüder dieser Helden, fürcht ich, wird es schwer werden, mit ihnen um den Ruhmespreis zu ringen. Denn die Toten pflegt jeder zu rühmen, und auch bei der größten Tapferkeit wird man euch nicht für ihresgleichen, sondern für etwas weniger halten. Denn den Lebenden, der sich hervortut, beneidet man, dem Toten aber, der uns nicht mehr im Wege steht, gönnt man neidlos seine Ehre. Und wenn ich zuletzt auch noch ein Wort über die Tugenden der Frauen sagen soll, die jetzt in den Witwenstand versetzt sind, so kann ich mich ganz kurz auf einen guten Rat beschränken. Euer höchster Ruhm wird sein, echter Weiblichkeit nichts zu vergeben, und die wird für die beste gelten, von der in Lob und Tadel unter Männern am wenigsten die Rede ist.

Damit hätte ich nun, um der einmal eingeführten Ordnung zu genügen, zu Ehren dieser Toten auch eine Rede gehalten; durch die Tat aber sind sie bereits durch dieses Begräbnis sowie dadurch geehrt, daß die Stadt ihre Kinder, bis sie zu ihren Jahren kommen, auf öffentliche Kosten erziehen läßt, eine Auszeichnung, womit die Stadt sie und ihre Hinterbliebenen für so hervorragende Leistungen zweckmäßig belohnt. Denn wo der Tapferkeit der höchste Lohn winkt, wird man auch die tapfersten Bürger haben. Nun noch eine Träne am Grabe eurer Lieben, und dann geht nach Hause."

Aus: Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Übertragen von Theodor Braun.



RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER /

ZWEI GEDICHTE

DEM DICHTER INS STAMMBUCH

Sag, wer befahl dem Knaben früh die Strenge
Des Adlerblicks, den keine Tiefe trog,
Indessen wir noch treibend im Gedränge
Von Kamm zu Kamm vorspähten durchs Gewog?

Wer lehrte dich zu deuten und zu scheiden,
Was dumpfen Schlags beklommene Herzen quält,
Im Glücke die Gefahr, die Schuld im Leiden?
Denn vieles ist verhängt und viel verfehlt.

Rasch hast du jeden Zauberkreis durchschritten,
Dahinter Gier und Notdurft sich verschanzt.
Dann aber wars, als ob dichs nicht gelitten
In einem Sieg, den du zu leicht gewannst,

Als lüste dichs nach menschlicherm Gewinne,
Zu markten um den allgemeinen Kauf,
Als blicktest du mit Graun zur steilen Zinne,
Da dein Erwachen nistete, hinauf.

Gezeichneter! — Auch du dem Reiz ergeben,
Der sich erbeut, und der hernach befiehlt,
Auch du verstrickt ins gleisnerische Leben,
Das Gabe heuchelt, wo es uns bestiehlt.

Doch sondert dich vom ahnungslosen Volke
Das hohe Schicksal, dem du eingestammt,
Dir teilt der Dämon überm Haupt die Wolke
Und fordert dich gebieterisch ins Amt.

Der leichte Fehl, an dir wird er Verbrechen,
Der auserwählt zum Künder des Gerichts.
Und müßtest du dir selbst das Urteil sprechen,
Du bist die Stimme, oder du bist nichts.

Gib Raum dem Gott; und er ergreift gewaltsam,
Was anders dich in seine Strudel reißt. —
Wohl flieht mit uns das Leben unaufhaltsam;
Doch klar und ewig ruht es vor dem Geist.

ELEGIE

Hinter der See, fernab, am nördlich grauen Gestade
Schlummerst du lang; und uns über hesperischer Flur
Wandelnden Jahr für Jahr erneut die selige Frist sich,
Die mit Rosen und Wein trunkene Sinne berückt.
Uns erheitert der Mond die taudurchrieselten Nächte,
Uns führt Phöbus den Tag über die Zinne von Rom;
Gruß und Abschied wechseln wie sonst, als brächte der Morgen
Immer dieselbigen uns wieder zusammen; und doch
Altert das Fest. Wir sinds nicht mehr, die frühe, vor Zeiten
Hand aus Händen der Lust flüchtige Kränze getauscht.
Freilich, Freund, dich trifft das nicht. Wer einmal hinab ist,
Den verschonet der Gott, runzelt ihm nimmer die Stirn,
Lichtet ihm nimmer den Schmuck, den schattenden, über der Schläfe;

Aber verschlossen bleibt Toten des irdischen Tags
Wechselnd Licht, Einstrom und Ausstrom schlagender Pulse:
Denn auch Trauer, Gesell, dünket uns besser als Tod. —
— Harald, heut im heißesten Tag, vorm Tempel Agrippas,
Als ich im Brunnquell mir Finger und Stirne genetzt,
Froh der lebendig atmenden Flut, so kam von der Straße,
Handausreckend zum Gruß eine, den Knaben im Arm.
Sie, die Blumenträgerin wars, das bräunliche, schlanke
Reh, des strengen Gebirgs schüchtern vertrauliches Kind,
Die wir im Torweg oft mit staunender Freude begrüßten,
Ein unsterbliches Bild göttlicher Jugend, — und nun,
Bist du's, mütterlich Weib, schwerfällig unter des sichtbar
Keimenden Segens Last Schwankende, bist du's, Gesicht,
Fast schon alt? — Mich schauderte, Freund! Sie schreitet gelassen
Durch die Frone dahin. Kärgliches Brot und des Schlafs
Mindesten Teil vor allen im Haus, so findet sie künftig
Die unendlichen Mühn schleichender Tage belohnt. —
Ich aber, sagt, womit verdien ichs, Götter, daß heut noch

Immer der kommende Tag reicher mit Gaben das Horn
Über mich stürzt, noch goldener stets der Morgen mich anlacht?
Sagt, wem schuld ichs? Denn nicht streut ihr ohn Wissen und Wahl,
Ewige Hüter, das köstliche Gut auf den oder jenen,
Sondern ihr wägt es; und ernst fordert ihrs wieder zurück.
Herz, Verbotenem sinne nicht nach. Ob einer den Honig
Lockender Blumen, ein Gast, schwebenden Rausches genoß,
Träumer, und faltete müde des Spiels vor Abend entfärbte
Schwingen, ein anderer lang forschend durch Jahre die Schuld
Über versilbertem Scheitel sich auftürmt, Götter entscheidens.
Dulden und still sein ziemt Sterblichen, ziemt es, die Hand
Darbenden aufzutun und fromm der Toten zu denken;
Denn, wer weiß es, vielleicht brauchen wir drunten hernach
Ihrer so sehr, als jetzt sie unser droben bedürfen,
Hügel und Kranz von uns fordernd, bescheidenes Recht.
Freund, und wäre dein Wunsch erfüllt, und lägst du geborgen
Unter der Scholle, da wild Veilchen, Narzissen und Mohn,
Lilien und Asphodill der Lenz aussät und Zypressen
Einsam warten und stumm neben den Gräbern, wie gern

Pflanzten wir dir der Rose Gewächs, Weinreben und Eppich
Über die Stätte, darin Sommers die Sängerin dir,
Heimlich, die Nachtigall, die Brut einhürdet, und halten
Über dem flimmernden Kelch Falter die flüchtige Rast! —
Dir aber rollt fernab der längst entfremdeten Heimat
Bittere See zum Strand. Weiß ich, ob drüben vielleicht
Ein Mitleidiger dir dein Grab versorgt, und die Tafel
Nicht schon witternd und schief unter den Rasen versank?
Weiß ichs? Munterer Freund, leichtfertigster meiner Gesellen,
Schlafender, nimm den Zoll, den ich zu geben vermag.
Nimm des Gedankens freundlich Teil, nimm Seufzer und Träne,
Freund, und der Göttlichen göttlichste Gabe, Gesang.



HEINRICH MANN / DIE „SCHLIMMEN LIEBSCHAFTEN"

EIN ganz junges Mädchen, frisch aus dem Kloster, in die Welt versetzt, wird von zwei eleganten Verbrechern mit Rat und Tat, ohne daß sie ahnt, was mit ihr geschieht, bis zu den niedrigsten Verrichtungen der Dirne gebracht. Es entsteht ein Ungeheuer aus Lasterhaftigkeit und Naivetät. Eine seit

kurzem glücklich verheiratete, fromme Frau wird von demselben Verbrecherpaar, durch langsame Qualen geriebener Verführung hindurch, in Schande und Tod getrieben. Der Mann, der, geleitet von seiner Helfershelferin, dies vollbringt, beginnt beide Unternehmungen ohne eine Spur von Gefühlsdrang und nicht einmal aus Sinnlichkeit. Bei dem kleinen Mädchen kommt ihm niemals Liebe. Im Fall der jungen Frau entsteht sie unter dem Stachel langen Widerstandes; er unterdrückt sie, in der Besorgnis um seine Überlegenheit, aus Furcht vor dem Hohngelächter der Genossin; und wirft sich mit verdoppelter Wut auf die Zerstörung des liebenden Opfers. Liebe darf nur Mittel zur Herrschaft über Menschen, zum gesellschaftlichen Erfolg sein. Eine Frau verführen, ist erst halbe Arbeit; die andere Hälfte: sie verderben. Die beiden Schlimmen sind nur die Gelungensten eines Typus. Ein Offizier hat drei Frauen auf einmal unmöglich gemacht; die Marquise von Merteuil ist noch geschickter und besiegt ihn. „Ich will ihn haben und werde ihn haben; er will es sagen und wird es nicht sagen." Es geschieht, wie sie will. Der Ehrgeiz vieler Frauen ringsum richtet sich auf dasselbe; nur sind sie nicht so begabt. Die Männer sind sämtlich weniger glänzend als der Vicomte von Valmont; weil aber ihr Sieg in Leichterem besteht als der Sieg der Frauen, brechen dennoch unter den Tritten manches Helden die weiblichen Existenzen zusammen ... So ist, in dem Roman von den Liaisons dangereuses, die gute Gesellschaft unmittelbar vor der Französischen Revolution.

Die Grundlage von alledem ist ein durch nichts unterbrochener Müßiggang. Nicht einmal Vorzimmerintrigen in Versailles unterbrechen ihn; dieser

Teil des Adels lebt ohne Ehrgeiz, erst recht ohne geistige Interessen und vollends ohne Selbstzucht. Dennoch arbeitet der Geist der Zeit noch in den leichtesten Köpfen: der Geist des Jahrhunderts der Vernunft, analytisch und dem Gefühl feindlich; und das einzige, was sie kümmert, die Liebe, sie betreiben sie, als erfänden sie Musterbeispiele für eine Physiologie de l'amour. Sie sind Psychologen in Aktion. Sie greifen eine Frau an, um zu sehen, welche Stadien die gehetzte Seele durchlaufen wird, ehe sie erliegt. Sie schlürfen Gefühlsnuancen. Tischgenossen wetten für und gegen die Tugend einer Abwesenden, und wer sie zu Fall bringt, hat eine Geistestat hinter sich und einen glücklichen Feldzug. Der Klatsch ist unendlich bereichert und veredelt. Die Liebe ist das herrschende Gesellschaftsspiel, unglaublich prickelnd, weil es immer im Begriff steht, ernst zu werden und den Kopf zu kosten.

Denn es wäre verhängnisvoll für eine kürzlich Eingetroffene, für einen Neuling, wenn sie sich durch Ton und Schein in die Irre führen ließen. Offen werden die erstaunlichsten Geschichten erzählt, als sei's nur ein Spaß. Der und jener gibt einem Kreis von Damen geistreich die Manier zum besten, in der die Gräfin Soundso sich ihm gewährt hat. In einer Schloßgesellschaft verabredet sich ein Paar für die kommende Nacht und zieht einen gemeinsamen Freund hinzu, der ihnen das Vergnügen ermöglichen soll. Lauter Geheimnisse Polischinells: nur hüte man sich vor dem Augenblick, wo irgend etwas nötigt, die Fiktion des Nichtwissens fahren zu lassen. Dann schlägt unvermittelt der Spaß in düstere Wirklichkeit um, die Skepsis in spanische Ehrliebe. Keine Frau darf bei der Einschiffung vergessen, daß an Cytheres anderem Ende ein großes

Kloster starrt, zu lebenslänglicher Einsperrung; kein Mann, daß in einem Haus, wo er erwischt wird, ein Haufe riesiger Lakaien ihn einfach totschlagen kann. Die persönliche Sicherheit ist erst unvollkommen verbürgt und endet beim Selbstschutz des anderen. Die nächtlich einander Genießenden werden noch aufgestört zu angstvollem Durchshaushorchen und zu einem Ruck nach dem Degen. Und auch das schärft, wenn es einem Kulturmenschen geschieht, das Denken, macht umsichtiger und klarer. Man hat es so nötig, den inneren Gängen aller Beteiligten genau nachzutasten. Der erste Anlaß, aus dem man Psychologe ward, war der Müßiggang: aber der Zwang, durch den man es bleibt, ist die Gefahr.

Die notgedrungen erworbenen Eigenschaften vervollkommnet man bewußt; man verachtet das Gefühl, das man durch Vernünftelei zersetzt, unter Ausschweifungen erstickt hat; schämt sich sogar des Glückes, das einem unberechnet zufällt. Man kommt durch den Mißbrauch der Analyse endlich zu ganz gefälschten Begriffen, glaubt, daß Wonnen gewollt und herbeigeführt werden müssen, und sagt: „Ich empfand eine unfreiwillige, aber köstliche Regung." Das Gehirn arbeitet so einseitig, daß man vor gewissen Erscheinungen aus Feinheit zum Dummkopf wird. In dem Augenblick, da jemandem wirkliche Liebe zugefallen ist, ruft er aus: „Man muß darauf verzichten, die Frauen kennen zu wollen!" Denn diese ist geflohen; und das kann nur eine neue List, ein weiteres Mittel, um weh zu tun, sein. Wandelt einen eine echte Empfindung an, so beeilt man sich, sie dadurch zu rechtfertigen, daß man sie ausnutzt. Man hat Nerven und kann im Lauf einer kaltblütig eingeleiteten Verführungsszene in ehrliche Tränen ausbrechen. Einem Valmont aber

fällt, noch während sie rinnen, ein, welche Wendung sie der Szene geben können, und er spielt in dieser Richtung weiter. Auch ihm kann geschehen, daß er sich verliebt und eine Frau glücklich machen möchte: aber doch nicht um ihretwillen. Sondern „das Experiment, das ich mit ihr anstellen will, erfordert, daß ich sie glücklich, vollkommen glücklich mache“. Das Experiment soll herausbringen, was aus einer schüchternen und leidenschaftlichen, sehr frommen und bis dahin streng tugendhaften Frau, die sich ihm endlich hingab, wohl wird, wenn man sie auf dem Gipfel des Glückes plötzlich mit einem Fußtritt entläßt.

Man ist vorurteilslos genug, um seine Experimente auch auf die Tugend auszudehnen, wenn man am Wege des Lasters einmal auf eine stößt. Valmont vollbringt, böser Zwecke wegen, eine gute Tat, spürt Vergnügen und ruft mit Genugtuung: „Ich bin versucht, zu glauben, daß, was man die tugendhaften Leute nennt, nicht so verdienstvoll ist, wie man uns gern vorredet.“ Er benimmt sich manchmal hochanständig. Das kommt dann daher, daß die Unanständigkeit zu leicht, also seiner nicht würdig gewesen wäre. Eine Dame, mit der er die Nacht verbracht hat, scheint, dank einem unvorhergesehenen Zwischenfall, verloren. „Man muß zugeben, es hätte Spaß gemacht, sie in der Lage drin zu lassen; aber konnte ich dulden, daß eine Frau um mich und nicht durch mich ins Unglück käme? Und sollte ich mich, wie der Durchschnitt der Männer, von den Umständen meistern lassen?“ Die Schwierigkeit einer Sache ist immer das Ausschlaggebende. Valmont hat die tugendhafte Präsidentin früher lächerlich gefunden, schlecht angezogen, putenhaft; eines Tages aber fällt ihm auf, daß niemand sich

mehr um sie kümmert; ihre Tugend, die „schon zwei Jahre des Triumphes" hinter sich hat, gilt als unumstößlich; also muß Valmont sie umwerfen. Aber nicht durch Überrumpelung. Nicht auf „den albernen Vorteil, eine Frau mehr gehabt zu haben", kommt es an; sondern auf „den Zauber langer Kämpfe und einer schwierigen Niederlage". Sie soll kämpfen, diese Frau, für die die Hölle noch etwas Wirkliches ist. Er will ihre Qualen schmecken, den Duft ihrer Angst einatmen. Was ein Mensch dem anderen zufügen kann, erfährt man im Lauf dieser Inquisition eines Psychologen, wie man es bei der der Mönche erfährt. Er nimmt sie nie, so oft ers könnte; er hat Zeit, bis sie, sich klar bewußt, daß sie ihr ewiges Verdammungsurteil fällt, ihn in ihre Arme zieht. Über Gott siegen: das ist hier der Kitzel, dem zuliebe man sich monatelang einen fälligen Genuß versagt.

In alledem ist ein kindisch grausamer Spieltrieb; aber auch ein sehr aparter Stolz. Alles seinem frei schaltenden Willen zu verdanken, nichts Sinnesausbrüchen, nichts dem Gefühl. Durch Gefühl gewährt man anderen Macht über sich. Wer die Freiheit liebt und die Macht, hütet sich vor der Erniedrigung, „denken zu müssen, daß ich gewissermaßen von eben der Sklavin abhängen könnte, die ich mir unterworfen habe, und daß die Fähigkeit, mir vollkräftige Genüsse zu verschaffen, der oder der Frau vorbehalten sein sollte, unter Ausschluß jeder anderen". Nur in kein anderes Wesen aufgehen, keinem Übergriffe gestatten! Im Gefängnis dieser Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, der wachsamsten, kleinlichsten, die je da war, wenigstens innerlich ganz kettenlos auftrumpfen! Unter den Worten eines Roués, der sich gegen die Liebe sträubt, wird, dumpf

dröhnend, der Aufstand der Persönlichkeit gegen die Gesellschaft vernehmlich. Dies Geschlecht wird die Revolution vollbringen, in der „Gleichheit“ nicht viel mehr als Redensart, aber „Freiheit“ wildester Ernst sein wird: Befreiung des Individuums ... Nun ist es befreit; und der erste und größte der neuen Menschen, Chateaubriand, hat sein einsames Empfinden und seine stolze Langeweile über Steppen, durch Urwälder und die Ränder von Ozeanen entlang getragen. Wenn jetzt Valmont zurückkehrte? Da ist er, in Mussets Confession d'un enfant du siècle: beträchtlich ermattet und vom Gewissen angekränkelt, aber mit derselben Neugier des durch Ausschweifungen Ernüchterten und wieder verliebt in eine, die sich ihm opfert. Und was entdeckt er nun auf dem Grunde dieser Liebe? Musset entdeckt: „Während deine Lippen die seinen berührten, während deine Arme seinen Hals umschlangen, während die Engel der ewigen Liebe euch, wie ein einziges Wesen, mit den Banden des Blutes und der Lust umwanden, waret ihr einander ferner als zwei Verbannte an den beiden Enden der Erde, getrennt durch die ganze Welt.“ Wie viele Liebende werden fortan dies wiederholen, wie viele Dichter! Als der Roman auf seine Höhe gelangt, deckt der Überdruß am Wissen um die eigene Einsamkeit den schwarzen Schleier über alle Schöpfungen Flauberts. Als der Roman sich reif zu Ende neigt, ist unverbrüchliche Einsamkeit die Tragik jeder Seele, die Maupassant beschreibt — Einsamkeit, gegen die man sich den Kopf einrennt, Einsamkeit, die man weltmännisch verachtungsvoll weiterträgt. Jedes hochstehende Gefühl ist mit diesem Mal gezeichnet, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts.

Dem achtzehnten ist es unbekannt. Der Liebhaber

von damals nimmt sein Alleinstehen leicht. Er macht sich ein Verdienst aus den egoistischen Ekstasen, zu denen das andere Wesen ihm nur Vorwand ist und in denen unvergessen bleibt, daß, was man in diesem Augenblick umarmt, im nächsten ein Mittel sein wird, die Aufmerksamkeit eines Salons auf sich zu ziehen; ein Gerät, sich hinaufzuhisssen, ein Weg zum Ruhm, ein Unterdrückter, ein Feind. Unabhängig und ganz frei von Gemüt; leicht beweglich und immer in der Spannung vor dem Kampf; tapfer und überaus unbedenklich; ohne alle Sehnsucht; ein elegantes, gelassen auf sich selbst beschränktes Raubtier: so ist Valmont der jüngere Bruder des Pippo Spano und der Rokokomensch ein Nachzügler der Renaissance. Gewiß: er hat weniger Kraft und viel mehr Eitelkeit. Die Empfindungsform, wie der Kunststil, ist in den dreihundert Jahren, die vergingen, dünner und verschnörkelter geworden; doch ist die Grundlinie dieselbe und der Weg, den diese Kultur nahm, von keiner gewaltsamen Hand noch aufgerissen und abgebrochen. Ein Salon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine verkommene Republik des fünfzehnten, in Denkweise und herrschenden Trieben, in der Zähigkeit einer zum Kleinlichen entarteten Rachsucht, in manchem aus seidenem Geknister jäh hervorbrechenden grassen Wort, in hundert mit Spitzen besetzten Roheiten des Gefühles und skrupellosen Handlungen. Aus einer Liebesaffäre einen Hinterhalt zu machen, ist die wenigst gewaltsame, das Durchstöbern eines fremden Schreibtisches längst nicht die unzarteste. „Ich bedaure, daß ich nicht stehlen gelernt habe; aber unsere Eltern denken an nichts.“ Am anderen Ende der Skala liegt dieser Ton: „Habe ich erst diesen Triumph erreicht, dann will ich meinen Ri-

valen zurufen: Seht mein Werk und suchet ein zweites, das ihm gleicht, im Jahrhundert!" Ein Römer konnte so sprechen, wenn er einen halben Weltteil erobert hatte; ein Kondottiere nach der blutigen Einnahme einer jahrelang listig belauerten Landstadt. Der Cäsar des achtzehnten Jahrhunderts verkündet es bei der bevorstehenden Niederlage einer Frau.

Wie bös diese Zeiten waren! Welches niemals aussetzende Bewußtsein der Feindschaft von Mensch zu Mensch, welche Gefeitheit gegen jeden Anflug von Wohlwollen muß damals einem eigen gewesen sein, damit er kalten Blutes eine Unglückliche aus einem mörderischen Affekt in den anderen hetzen, dem Instrument dieser Seele Melodien der Qual entlocken konnte — zu seinem Ruhm! Welcher Spätere konnte das fassen? Als einmal die alte Gesellschaft zersprengt war? Denn nur sie, mit ihrem unablässigen Aneinanderreiben der Eitelkeiten, war imstande, solche Gehirne zu bilden. Böse wird der Mensch erst, wenn er unter seinesgleichen ist und aufs Handeln ausgeht. In seinem Zimmer ist ers nicht und nicht im Walde. Der einsam Betrachtende neigt zur Güte; und gutmütig und naiv kommen nun die romantischen Jahrzehnte, naiv und gutmütig bis in ihre Libertins. Der Wunsch nach Frieden zwischen den Geschlechtern wird sehr groß; das Bewußtsein von ihrem Kriegszustand geht fast verloren; er muß künftig wiederentdeckt werden, wie eine neue Wahrheit. Wie dazu Valmont die Schultern gehoben hätte! Aber die Marquise von Merteuil hätte in ihrem geschulten Gesicht keine Miene verzogen.

Denn die Marquise äußert grundsätzlich nie, was sie gerade denkt; und sie hat dafür gesorgt, daß man es nicht errät. Gleich bei ihrem Eintritt in die

Welt hat sie sich in Arbeit genommen, jede unwillkürliche Freude unterdrückt, sich Schmerzen beigebracht, um sie unter Heiterkeit verbergen zu lernen; ließ in der Hochzeitnacht sich kein Vergnügen anmerken, damit ihr Gatte sie für unempfindlich halte und Vertrauen fasse. Unter ihren Liebhabern ist keiner, der sich nicht für den einzigen hielte; denn keiner seiner Vorgänger oder Nebenmänner durfte etwas ausplaudern: von jedem kennt sie ein gefährliches Geheimnis, selbst von Valmont. Sie ist sich bewußt, Valmonts Leistungen tausendmal zu überbieten. Er mag viele Frauen ins Unglück gebracht haben; wenn er aber unterlag? Dann wars eben ein Erfolg weniger; sie aber, sie wagt. Wieviel mehr Schlauheit hat sie nötig! „Glauben Sie mir, Vicomte, man erwirbt selten die Eigenschaften, die man entbehren kann.“ Auf den Ehrgeiz, ihre Liebhaber im Zaum zu halten und der Gesellschaft zum Trotz zu leben, verwendet sie den Willen einer Katharina. Sie ist in Wahrheit auf der Höhe des Jahrhunderts. Valmont vergleicht sich umsonst mit Turenne und Friedrich; er prahlt zu viel; auch ist der Stoff, in dem er arbeitet, zu unmännlich, wie er ein einziges Mal selbst zu fühlen scheint. Er kann in diesem weiblichen Zeitalter immer nur die zweite Rolle spielen. Die Merteuil erst, das weibliche Genie, erhebt die Liebesintrige zur hohen Philosophie und zum groß angelegten Spiel um die Macht. „Unser Programm heißt: erobern.“ „Ich stieg in mein eigenes Herz, und dort studierte ich die Herzen der anderen.“ Valmont weiß nur, was ihn angeht, was die Praxis des Verführers ihn gelehrt hat. Er hat, zum Beispiel, grundfalsche Meinungen über alte Frauen. Er ahnt nicht einmal, was seine ehemalige Geliebte, die Merteuil, in Wirklichkeit für ihn fühlt, seit sie sich

in Güte getrennt haben; er wähnt, eine Frau verzeihe dies. Nur sie sieht klar in allen und ist gerüstet, jeden zu treffen. Sie gelangt, libertine in jedem Sinn, im Lauf ihrer lasterhaften Überlegungen zu den vorgeschrittensten Maximen. Sie ist Ästhetin; bereitet sich durch wechselnde Lektüre auf die Stimmungen vor, die die Liebesnacht ihr bringen soll; wird bei erotischen Seltsamkeiten landen. Sie hat einen Künstlerhaß auf die Plattheit und auf jene Frauen, die leichtsinnig aus Dummheit und nichts weiter sind als Amüsiermaschinen. Um nur ja nicht im Gewöhnlichen stecken zu bleiben, geht sie, als Beraterin der Jugend, bis an die Grenzen der offenen Gemeinheit. Diese weise Korrumpierung eines vertrauenden kleinen Geschöpfes! Und der bewußte Todesstreich gegen seine Geliebte, zu dem sie Valmonts eitle Hand lenkt! Sie hält sich als Bundesgenossin zu dem Feinde ihres eigenen Geschlechtes. Erst sie bezeichnet wahrhaftig in der Menschheit die Stelle, wohin nichts Menschliches mehr dringt. Die Frau der Renaissance bleibt weit zurück. Das Leben der Katharina Sforza müßte ganz aus dem einen Moment auf Imolas Festungswall bestehen: „Mein Kind? Tötet es nur! Ich mache mehr!" Und auch dann noch wäre sie keine Merteuil. Diese Frau ist unberührbar; das letzte Laster ist unberührbar gleich der äußersten Reinheit. Es gäbe nichts, woran sie zugrunde gehen könnte; nur ihr eigener Stolz bringt sie um. Und als dann alles am Licht ist und sie in einem Theaterfoyer ausgejohlt wird von eben der Gesellschaft, die sie gängelte, von den heuchlerischen Halbschurken, denen nur Mut und Genie fehlte, um zu werden, was sie ist: da wird ihre Größe frei. Sie triumphiert noch im Untergehen; niemand kann glauben, daß sie sich getroffen fühlt, und man muß

immer lauter werden, und man erschrickt fast: rührt sich doch nichts in ihren Mienen!

Wo blieb sie, seit sie verschwand? Sie ist bis zur Stunde nie wiedergekehrt, nicht einmal mit verwässertem Blut, wie Valmont wiederkehrte. Im Werk des nächsten Bildners einer Gesellschaft, bei Balzac, ist die gefährlichste Frau keine Marquise; es ist eine kleinbürgerliche Kokotte. Und diese Marneffe tut nichts blendend Verruchtes, läßt nur zu, daß sich ein armer Alter an ihr zugrunde richtet. Sie hilft nur ein bißchen nach. Wenig Initiative der Sinne, gar keine des Geistes. Statt aller Philosophie ein paar Dirnenzynismen. Welch tiefer Fall, nachdem noch soeben auf dem Gipfel der Kultur die heftigste Bosheit geherrscht hatte! Nie war das Böse heftiger als in der Merteuil; und da für die Kunst Intensität alles ist, kann man zu dem Glauben kommen, die Merteuil sei eine der großen Gestalten der Weltliteratur.

Aus der Einleitung zu Heinrich Manns Übersetzung des gleichnamigen Romans von Choderlos de Laclos

><

HUGO VON HOFMANNSTHAL / SILVIA IM „STERN"

Szenen aus einem unveröffentlichten Lustspiel

Vorsaal im „blauen Stern". Im Hintergrund ein offener Balkon über dem Hof. Rechts kommt die Treppe von unten herauf und geht nach oben weiter. Rechts vorne steht ein großer Schrank. Links sind die Türen zu den Zimmern Nr. 4 und 5.

Der Baron *(kommt von oben, sieht sich um)*: Natürlich kein Mensch da. Brillantes Wirtshaus!

M m e. L a r o c h e *(sieht aus der zweiten Tür)*: O Pardon!

D e r B a r o n: Bitte sehr. *(Für sich.)* Die angebliche Tante der angeblichen Demoiselle Silvia Neuhaus. Duenna minderer Kategorie.

M m e. L a r o c h e *(nun aus der vorderen Tür)*.

D e r B a r o n: Kann ich vielleicht behilflich sein, jemanden zu rufen?

M m e. L a r o c h e *(zurücksprechend)*: Nein, es ist der Herr Baron. Natürlich werd ich mich sofort erkundigen. Sei nur ruhig.

(Zum Baron.)

Es ist — Sie entschuldigen mich, Herr Baron —

(Als ob sie gehen wollte.)

Das Kind ist so aufgeregt.

D e r B a r o n: Ah! Aufgeregt?

M m e. L a r o c h e: Nämlich — wir erwarten eine Ankunft. Es ist ein Freund.

D e r B a r o n: Ah!

M m e. L a r o c h e: Nein, durchaus nicht so, wie Sie meinen; sondern ein guter Bekannter. Das heißt, wir wissen gar nicht einmal so gewiß, ob er kommt. Es ist mehr nur so eine Idee von Silvia — Sie wissen ja, wie lebhaft, wie kapriziös sie ist. Sie glaubt, um vier Uhr gehört zu haben, wie man Pferde in den Stall geführt hat; da liegt das Kind die ganze Nacht wach und schläft mir nicht vor sechs Uhr ein!

D e r B a r o n: Pferde? Ich habe nichts gehört, und ich höre doch leider Gottes jede Fliege im Haus.

M m e. L a r o c h e: Und da bildet sie sich ein, das könnte — das müßte der und der gewesen sein.

D e r B a r o n: Ah, ich begreife allerdings vollkommen, daß die Pferde, die um vier Uhr früh zufällig in den Stall geführt werden, die vorhergehende

sechsstündige Schlaflosigkeit des Fräuleins Silvia verursacht haben. Durchaus plausibel!

Mme. Laroche: Herr Baron, Sie durchschauen einen! Sie würden einen Gerichtspräsidenten abgeben! Aber gestehen Sie mir das gleiche zu — ich kenne die Menschen auch ein bißchen. Aber wie ich ausseh, um Gottes willen!

Der Baron: Habe nicht bemerkt, daß Sie irgendwie aussehn.

Mme. Laroche: Oh, diesen Widerspruch diktiert nur Galanterie und vornehme Erziehung. Aber ich muß nachfragen —

Der Baron: Ob zufällig ein Herr der und der angekommen ist. Ja, das interessiert mich auch sehr. Es wäre wirklich ein interessanter Zufall.

Mme. Laroche *(kommt zu ihm zurück)*: Ich ziehe Sie ins Vertrauen, Herr Baron. Sie sind keine Gasthofbekanntschaft, Sie sind uns ein Freund geworden. Ihre Noblesse bürgt für Ihre Diskretion. Oh, ich bin nicht die Frau, die Konfidenzen macht. Es ist nur das Herzensbedürfnis, eine zweideutige Situation von einem distinguierten Mann, mit dem das Schicksal uns zusammengeführt hat, nicht falsch beurteilt zu sehn.

(Der Baron wehrt ab.)

Mme. Laroche: Silvia ist eine Unschuld.

(Der Baron verneigt sich.)

Mme. Laroche: Sie ist ein Kind, das sich seine Kindlichkeit unter den schwärzesten Schicksalen bewahrt hat. Bücher könnte man schreiben, Bücher, Herr Baron, über die Lehrzeit, die das arme Geschöpf durchgemacht hat in einem hochangesehenen, in einem hochadeligen Haus!

Der Baron: In einem hochadeligen Haus?

Mme. Laroche: Im Haus der Gräfin Castellborgo in Trient. Ich könnte den lieben langen Tag hier stehn und Ihnen erzählen.

Der Baron: Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Mme. Laroche: Ich danke — keine Idee. Aber ich inkommodiere Sie.

Der Baron: Pardon, eine Sekunde.

(Zur Treppe, ruft hinab.)

Cilli! Cilli! Mein Frühstück! Den Kaffee frisch, den Honig in der Deckelschale, die Semmel gebäht, das Wasser frisch vom Brunnen. Verstanden!

(Zurückkommend.)

Bitte tausendmal um Verzeihung, aber die Bedienung in diesem Hause ist ja null, und ich stehe unter strengem ärztlichen Regime. Also Castellborgo sagen Sie, das ist ja sehr interessant. Frau des Generals?

Mme. Laroche: Die Schwägerin: die Witwe des ältesten Bruders.

Der Baron: Ist natürlich eine weitschichtige Kusine von mir. Das ist also die Gräfin, in deren Haus —

Mme. Laroche: Silvia hat Ihnen erzählt?

Der Baron: Ganz en passant. Sie nennt die Gräfin ihre Ziehmutter.

Mme. Laroche: Das war sie.

Der Baron: Sehr interessant. Beinahe romanhaft.

Mme. Laroche: Aber das alles liegt vorher. Wenn ich Ihnen erzählen dürfte, was das Kind durchgemacht hat, die Haare würden sich Ihnen — Pardon, das ist eine so dumme altmodische Redensart — man sagts ja heutzutag gar nicht mehr.

Der Baron *(winkt ab)*: Durchgemacht. — Das alles interessiert mich im hohen Grade. Das arme interessante Wesen.

Mme. Laroche: Wissen Sie, daß sie mir noch diesen Winter am Scharlach fast gestorben wär? An einer Kinderkrankheit. Alles an ihr ist eben kindlich.

(Der Baron macht eine Grimasse.)

Mme. Laroche: Wie sie aufgestanden ist im März, hat sie wieder gehen lernen müssen wie ein kleines Kind. Und weiß wie die Wand war sie. Und wie sie das erstemal ausgegangen ist, eben zu der Tauf, hat sie Rouge auflegen müssen, sonst hätten sich ja die Menschen vor ihr geschreckt wie vor einem Gespenst. Und da beim erstenmal, wo sie unter Menschen geht — Sie können sich den Zustand erhöhter Erregbarkeit vorstellen —, sie selbst wie auferstanden von den Toten, die feierliche Handlung im Haus bescheidener kleiner Leute, und dort der einzige vornehme Mensch, der ihr entgegentritt, der Ehrengast, der Taufpate, ein schöner, eleganter, junger Mann. Aber wenn sie wüßte, daß ich Ihnen das erzähle! daß ich nur den geheiligten Namen in den Mund nehme!

Der Baron: Sie haben ihn ja gar nicht in den Mund genommen. Ich weiß ja noch immer nicht, von wem Sie sprechen.

Mme. Laroche: Rudolf von Reithenau heißt unser Freund.

Der Baron: Reithenau? Die Mutter ist eine Gräfin Fuchs? Natürlich ein weitschichtiger Vetter von mir.

Mme. Laroche: Von der Verwandtschaft des Herrn Rudolf Reithenau wüßte ich wenig Auskünfte

zu geben, aber eine Mutter existiert, und früher oder später wird er ja doch die Silvia der künftigen Schwiegermutter präsentieren.

Der Baron: Schwiegermutter?

Mme. Laroche: Mein Gott, daß mir das wieder herausgerutscht ist. Sie würde mirs nicht verzeihen. Bei ihr gibts nur eine Devise: von nichts reden, von nichts wissen. Immer eine Barriere zwischen sich und der Welt.

Der Baron: Aber hier und da passiert doch jemand die Barriere?

Mme. Laroche: Das ist es ja, was ich sage: — seine Unabhängigkeit muß man wahren — was gehen sich die Menschen an — hundert Schritt vom Leib, perfides Volk! Aber natürlich, man muß sich in die Welt zu schicken wissen — allein ist man eben nicht auf der Welt — man muß eben mit den Wölfen heulen. Nicht wahr, Herr Baron, wir verstehen uns?

Der Baron: Sie sind zu gütig. Also eine veritable Brautschaft? Sehr interessant.

Mme. Laroche: Das heißt, kein Wort davon offiziell natürlich. Herr Rudolf hin, Fräulein Silvia her. Alles so outriert! Wasch mir'n Pelz, aber mach ihn nicht naß. Nur atmen auf sein Kommando, sterben, wenn ein Brief von ihm sich um vierundzwanzig Stunden verspätet — aber nur kein grades Wort, nur nicht pressieren, nur keinen Termin, keine Frage, nur nicht 's Kind beim Namen nennen. Aber ich geb ihr recht; in einer Welt, in der alles gemein und interessiert ist, warum soll da ein Ausnahmsgeschöpf nicht eine Ausnahme in seinen Handlungen und Gesinnungen vorstellen? Natürlich, ob es ratsam ist, so zu handeln, das wird der Ausgang lehren. Gebe Gott, sag ich. Allerdings, nach-

sagen kann ich ihm nichts, er ist ein scharmanter junger Mann. Die Vornehmheit, die Diskretion, die Zurückhaltung selber. Er ist es, der uns den „Stern" anrekommandiert hat. Natürlich ist da der Ort ein Paradies, der Wirt ein braver Mann, die Kathi ein Engel, die Landschaft schöner wie Italien. Allerdings war es ja in Innsbruck nicht mehr auszuhalten: ein Gewebe von Perfidien, von Verleumdungen. Aber Pardon, ich seh den Hausknecht. Er muß wissen, wer angekommen ist. Ich glaub ja selbst, das in den Stall geführte Pferd war nichts als eine Vorspiegelung der Sehnsucht.

(Cilli kommt mit dem Frühstück die Treppe herauf.)

Der Baron: Da haben Sie die Cilli. Cilli, ist heute nacht jemand arriviert?

Cilli: Was?

Der Baron: Ob jemand angekommen ist heut nacht.

Cilli: In der Nacht nit, in der Früh sind zwei ankommen.

Der Baron: Ein Herr von Reithenau?

Cilli: Wie der Herr heißt, weiß i nit; der Diener heißt Herr Johann.

Mme. Laroche: Johann — das ist sein Leibjäger!

(Eilt ab ins Zimmer.)

(Cilli will mit dem Frühstück die Treppe hinauf.)

Der Baron: Halt!

Cilli: Ich trags ins Zimmer hinauf.

Der Baron *(zieht sie gegen den Balkon)*: Dorthin!

(Cilli deckt auf dem Balkon einen kleinen Tisch.)

Der Baron *(inspiziert den Tisch)*: Der Honig?

Cilli: Wenn die Fräul'n Kathi 'n Schlüssel hat!

Der Baron: Und indessen wird natürlich der Kaffee kalt. Es ist ...

Der Wirt *(kommt die Treppe herauf)*: Guten Morgen, Herr Baron. Wie, wird man denn dem Herrn Baron sein Frühstück da servieren, wo's zieht! Marsch weg da und hinunter in die Laub'n den Kaffee.

Cilli: Wenns der Herr Baron angschafft hat!

Der Baron *(mit Duldermiene)*: Lassen Sie nur da. Es ist ganz alles eins. Aber den Honig, wenn ich vielleicht bitten darf.

Der Wirt: Geschwind den Honig! Warum kommt der extra?

Cilli: Wenn die Fräul'n Kathi die Schlüssel hat.

Der Wirt: Also flink, verlang den Schlüssel.

(Cilli ab.)

Der Wirt *(sucht überall)*: Wo die Kathi wieder 's Fremdenbuch hin'tan hat?

Der Baron *(nach vorne kommend, die Kaffeetasse in der Hand)*: Von der neuen Ankunft erfahre ich nichts. Ich bin ja überhaupt der Letzte, der etwas erfährt. Und der neue Ankömmling wohnt womöglich neben mir, hat einen Jagdhund, der heult, wenn ich meine Etüden spiele, raucht einen Knaster, der durch die schlecht schließenden Türen dringt und mir mein Zimmer verstinkt, geht mit knarrenden Stiefeln, ist Schnarcher oder hat andere nächtliche Untugenden — kurz halleluja!

Der Wirt: Aber er wohnt ja auf der andern Seiten. Die Kathi hat's Zimmer für ihn ausgeräumt.

Der Baron: Ah, also ein besonders protegierter Gast. Jedenfalls derselbe, der mich mit Pferde-

getrappel und Pumpern an die Stalltür um die Nachtruhe gebracht hat.

Der Wirt: Es tut mir sehr leid, daß S' gestört waren. Der Herr Rudolf is's, der Herr von Reithenau.

Der Baron: Der junge Herr hat bei Ihnen ein kleines Absteigequartier, wie es scheint.

Der Wirt: Der Herr Rudolf? So klein kenn ich ihn. Is um zwei Jahr älter wie die Kathi. Er is ja der Eigentümer von Fuchs-Schlössel: es heißt ja nur so, weil früher gräflich Fuchsisch war, jetzt ist es Reithenauisch.

Der Baron: Also ist die Mutter von diesem Reithenau eine Gräfin Fuchs? Das ist eine Großkusin' von mir.

Der Wirt: Was der Herr Baron nicht sagen!

(Cilli bringt eilig den Honig, geht eilig wieder ab.)

Der Baron: Aber den Vater bring ich nicht zusammen. Was war denn der?

Der Wirt: Rittmeister hab'n wir ihn gheißen, aber er is in Zivil gangen.

Der Baron: *(sich Honig auf die Semmel schmierend)*: Gottlob wenigstens keine von den unleidlichen, parvenierten Familien.

Der Wirt *(sucht überall herum)*: Das weiß ich ja, daß der Herr Baron die parfümierten Familien nicht leiden kann. Wo nur 's Fremdenbuch ist, allerweil legt sie's woanders hin, die Kathi!

(In einer kleinen Verlegenheit.)

Weil wir schon so im Diskurs sind, Herr Baron, so hab ich weg'n 'n Theodor fragen wollen, wegen den vazierenden Hofmeister.

Der Baron: Sie meinen den Doktor Lauffer, meinen Sekretär?

D e r W i r t: Is schon der nämliche. Das hab ich aber nicht gwußt, daß er jetzt Sekretari is beim Herrn Baron.

D e r B a r o n: Er unterstützt mich in der Korrespondenz, die mein Prozeß nötig macht. Also was gibts mit ihm?

D e r W i r t: Es wär halt: seine Verzehrung geht also jetzt auf die Rechnung vom Herrn Baron?

D e r B a r o n: Allerdings. In dieser Weise entschädige ich ihn, das heißt, wir verrechnen uns.

D e r W i r t: Aha! Und die Kathi meint halt allerweil —

D e r B a r o n: Mein lieber Preleutner, Sie werden mich noch aus dem „Stern" hinaustreiben, oder vielmehr die Mamsell Kathi, die hinter Ihnen steckt. Schämen Sie sich nicht, so ein großer starker Wirt und steht unter dem Pantoffel, und nicht einmal von der Frau, gar von der Tochter.

D e r W i r t: Is halt a rechte Gschicht mit'n Lauffer.

D e r B a r o n *(frühstückend)*: Was denn?

D e r W i r t: A Falschmelder soll er sein. A ganzer Strapanzer.

D e r B a r o n: So? Was hat denn da die Kathi wieder zusammengebracht?

D e r W i r t: Net die Kathi, a Viehhändler von Urfahr is dagwesen, ein recht ein honetter Mann, der hat ihn gsehn und hat gsagt, er hätt sich früher im Innviertel umtrieben, unter ganz an andern Nam', und hätt a reiche Bäurin narrisch gemacht.

D e r B a r o n: Was denn nicht noch! Ich sag Ihnen, der Herr Theodor ist ein Ehrenmann.

D e r W i r t: Ein Ehrenmann — da schaust her!

D e r B a r o n: Ein gar nicht gewöhnlicher Mann.

D e r W i r t: Aha!

Der Baron: Ein Mann, den ich hier und selbst in Wien unter meine besondere Protektion nehme.

(Der Wirt wendet sich zum Gehen.)

Der Baron: Sagen Sie das Ihrem Viehhändler und wer sonst noch hinter ihm steckt. Ich wünsche nicht, daß der Mann Scherereien hat. Ich werde noch Mittel und Wege finden, einem Menschen in Österreich seine Ruhe zu verschaffen.

(Ihm nach bis an die Treppe.)

Aber wenn ich gar ein so akkurater Wirt wär und gar so scharf auf die Richtigkeit der Meldzettel, so würd ich mein Augenmerk auf eine andere Partei richten, wo es allerdings mit der Verläßlichkeit der Meldung soso lala ausschauen dürfte.

Der Wirt: Wen meint der Herr Baron?

Der Baron zeigt hinter sich.

Der Wirt: Das Fräuln Neuhaus mit der Tant?

Der Baron: Allerdings dieses sogenannte Fräulein Silvia Neuhaus mit der sogenannten Tante.

Der Wirt: Warum soll 's denn nicht Neuhaus heißen? Is doch ganz ein gewöhnlicher Nam'.

Der Baron: Eben, von einer verdächtigen Gewöhnlichkeit, von einer Unauffälligkeit, hinter der das geübte Auge etwas recht Auffälligs wittert. Man sieht nicht so aus, und wenn man schon so aussieht, so hat man keine Tant, die so aussieht. Und diese ganze Komödie mit der Brautschaft, die zugleich existiert und nicht existiert, diese Kreuzerkomödie der zufälligen Begegnung —

Der Wirt: Is sie denn eine Braut?

Der Baron: Sie kennen sich kaum — aber sie sind verlobt. Sie sind verlobt, aber niemand darfs wissen. Eigentlich wissen sie's selber nicht.

Der Wirt: Ja, mit wem soll denn die Brautschaft sein?

Der Baron: Mit dem Herrn von Reithenau natürlich.

Der Wirt: Ah, da bin ich aber sehr überrascht!

Der Baron: Aber so naiv sind Sie hoffentlich nicht, ein Wort von diesem Fünfkreuzerroman zu glauben? Die Gräfin als Ziehmutter — weil die Gräfinnen schon nichts anderes zu tun haben, als Waisenmädchen aufzuziehen —, und dazu diese Madame Laroche mit dem Namen aus der Theatergarderobe und der konfiszierten Physiognomie. Wissen Sie, was so eine Tante kost't? Zwei Gulden für'n Nachmittag und die Jausen. — Und der angebliche Bräutigam! — Sind reich, die Reithenau?

Der Wirt: Sehr eine reiche Herrschaft.

Der Baron: Natürlich! Na, es wird nicht die erste und nicht die letzte Brautschaft von diesem Fräulein Silvia sein, und die Tant wird noch öfter die saubern Finger in einem ähnlichen Spiel haben. Aber obs akkurat für das Renommee vom blauen Stern sehr förderlich ist, wenn die Jungfer Kathi zu dem Behuf 's Zimmer ausräumt und der Herr Preleutner womöglich 's „Gott erhalte" dazu spielen laßt —

Der Wirt: So meint der Herr Baron, daß die Fräul'n Silvia eine solchene —

Der Baron: Pst! Pst! Ich meine gar nichts. Ich habe überhaupt mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Für mich existiert weder dieses Fräulein Neuhaus, mit der ich übrigens kaum hie und da zwei Worte gewechselt habe, noch die saubere Tant. Ich weiß mir die Menschen, die mir nicht passen, vom Leib zu halten.

Der Wirt *(langsam über die Treppe ab)*.

Theodor Lauffer kommt die Treppe herauf, an dem Wirt vorbei, der hinabgeht. Er nickt dem Wirt herablassend zu und geht über die Mitte der Bühne gegen Silvias Tür hin.

Der Baron: Ah, mein Lieber, wir haben eine Masse zu erledigen. Adieu, Preleutner! — Haben Sie mir das Instrument gebracht? Natürlich vergessen! Ist übrigens momentan nicht das Dringendste. Also hören Sie: unsere Tugend, der Engel im Stern, hat natürlich einen Liebhaber. Ist soeben arriviert, der Herr. Wir werden also jedenfalls unsere Schachpartie nicht oben machen, sondern hier. Ich habe mich zu diesem Zweck schon etabliert. Ja, Mensch, was haben Sie denn?

Theodor *(ohne ihn zu beachten)*: Ihr Zimmer. Wäre dieser öde Schleicher dir nicht im Rücken, du stürztest hin, die Türschwelle zu küssen. Daß es möglich ist! Sie wird heraustreten, anlächeln wird sie dich — es ist zu viel!

Der Baron: Lauffer! Das ist ja ein Paroxysmus!

Theodor *(kehrt sich um, winkt dem Baron gelassen mit der Hand)*: Recht guten Morgen, Herr Baron.

Der Baron: Ich glaube, Sie haben mich die ganze Zeit nicht gesehen.

Theodor: Allerdings kaum. Nur wie durch einen rosigen Nebel. Ich hätte Sie für einen schönen jungen Mann halten können. St!

Er horcht, den Kopf nach der Tür des vorderen Zimmers gebeugt; nach einer Weile richtet er sich wieder auf. Der Baron sieht ihn geärgert an.

T h e o d o r *(kehrt ihm den Rücken)*: Meine Lippen sind weich und zart, als blieben sie ein unsichtbares süßes Instrument, meine Fingerspitzen sind länger geworden. Wenn ich jetzt eine Geige zur Hand hätte, ich könnte spielen wie ein Gott.

D e r B a r o n: Apropos, haben Sie die skandalöse Geschichte von meinem Barbier gehört?

T h e o d o r: Nein, mein Verehrter.

D e r B a r o n: Dieses Subjekt — na genug, ich habe den Kerl hinausflankieren müssen. Allons, Sie rasieren mich zuerst, und dann spielen wir unser Schach.

T h e o d o r *(schüttelt den Kopf)*: Still! Jetzt muß ich warten. Es könnte sein, daß sie heute den Vormittag benützen will, die vierhändige Sonate zu spielen.

D e r B a r o n: Mensch, ahnen Sie denn nicht, wie lächerlich Sie sind mit Ihrer Verliebtheit?

T h e o d o r: Nennen Sie mich immerhin lächerlich. Dieses Wort ist aus einer Sprache, die ich nicht spreche. Nennen Sie mich, wie Sie wollen, während meine eigne Sprache Strahlen sind, unsagbar fliegende Empfindungen, hauchende Träume.

D e r B a r o n: Während dieser Zeit wäre ich halb rasiert. Allons, allons!

T h e o d o r *(dreht sich zu ihm)*: Und wie wäre denn Ihnen zumute, wenn Sie sie nur mit der Fingerspitze berühren dürften?

D e r B a r o n: Sie debordieren, mein Wertester.

T h e o d o r: Verliebt sind Sie in das süße Geschöpf, verliebt wie ein hagerer Kater.

(Der Baron lacht höhnisch auf.)

T h e o d o r: Seit wie vielen Tagen umwinden Sie dieses dürftige Bein mit neuen Gamaschen? Seit

wie vielen Tagen unterlassen Sie es, zu husten, zu räuspern, sitzen träumerisch auf diesem Balkon mit einem Buch in der Hand? Seit wie vielen Tagen sind Sie sorgfältig rasiert, haben Sie Ihre alberne Hypochondrie vergessen, fühlen sich nicht mehr Ihren Puls, besehen nicht mehr Ihre Zunge, gehen nicht mehr mit geschlossenen Augen auf der Ritze des Fußbodens, um ihr Rückenmark auf die Probe zu stellen? He, he?

(Der Baron lacht höhnisch.)

Theodor: Jawohl!

Der Baron: Ich — in diese Demoiselle — es ist —

Theodor: Jawohl, verliebt, du Seele von einem Menschen. Deine Härte, deine Dürre gegen sie, das ist deine Verliebtheit. Mit den Blicken möchtest du sie durchbohren — an den Pranger möchtest du sie stellen. Und ich sollte deine kleinen wollüstigen Schwindeleien nicht durchschauen? Passen sie nicht perfekt zu Ihren Spinnenbeinen? zu Ihren harten Augen? zu Ihrem dürren Mund? Nicht wahr, Herr Baron, es ist eine hinreißende Ausschweifung, das geliebte Wesen herabzusetzen, es zu verleumden, es leiden zu machen? Ich wollte, ich könnte das auf der Geige spielen, was da in dir vorgeht, du Sardanapal!

Der Baron: Genug jetzt. Sie hauen heute über die Schnur, mein Bester. Räumen Sie dort ab!

(Theodor geht hin, räumt ab.)

Der Baron: So. Jetzt holen Sie das Schachbrett.

Theodor *(vorkommend, sieht ihn nicht ohne Bewunderung an)*: Sie wollten ja zuerst rasiert sein.

Der Baron: Also flink, lassen Sie sich unten warmes Wasser geben.

T h e o d o r: Gut, ich werde das Wasser holen. Und hier ist auch Ihre Flöte, alternder Schäfer.

(Zieht das Instrument hervor.)

D e r B a r o n: Gut. Sie haben die Bagatelle einstweilen für mich ausgelegt? Dorthin, wenn ich bitten darf.

T h e o d o r *(legt die Flöte auf den Tisch. Im Begriff zu gehen, sieht er, wieder stehen bleibend, auf die Tür zurück)*: Mein Hirn ist voll von einem entzückenden Wahnsinn. Ich umbrüte dieses Wesen. Ich verliere mich in ihrer Lieblichkeit.

D e r B a r o n: Er verliert sich, und ich werde unrasiert dastehn.

T h e o d o r: Hat sie nicht etwas aufreizend Hilfloses? Sieht sie nicht aus, als wäre sie von Räubern überfallen und an einen Baum gebunden, ausgeliefert dem Erstbesten, der da des Weges kommt?

D e r B a r o n: Und dieser Erstbeste, der möchten natürlich Sie sein.

T h e o d o r: Der bin ich, mein Knabe, innerlich, jede Nacht, jeden Morgen, jeden Nachmittag, jede von den vierundzwanzig Stunden des Tages, ausgenommen die Stunde, wo ich bei ihr bin und sie auf dem Klavier akkompagniere.

D e r B a r o n: Wer sind Sie da?

T h e o d o r: Niemand. Der Musiklehrer. Ich kenne den Menschen kaum. Allerdings zuweilen erlebt auch der Musiklehrer einen göttlichen Augenblick.

(Tritt auf den Baron zu.)

Wo ist denn die kleine Flasche mit Kreuz und Totenschädel? Wo ist sie denn, der Schrecken des Feigen, die Entzückung des Mutigen, die kleine Flasche, die Schlaf für tausend Nächte enthält?

(Tut, als suchte er in den Taschen.)

Der Baron (*zurücktretend*): Lauffer, ich habe mir verbeten, daß Sie mir die Giftflasche, die Sie unverantwortlicherweise bei sich führen, unter die Augen bringen.

Theodor (*suchend*): Gleich kommt sie hervor, die Bringerin süßer Ruh.

Der Baron: Ich verbiete Ihnen — Sie sind nicht in der Lage, zu wissen, ob das Gift selbst bei verschlossenem Flacon nicht auf einen Organismus von der krankhaften Empfänglichkeit des meinigen gefährlich zu wirken imstande ist.

Theodor: Ruhe, kühner Achill!

(*Flüsternd.*)

Seit gestern ist Theodor Lauffer nicht mehr der Besitzer des ominösen Fläschchens — auch Christlieb Zeltner nicht.

Der Baron: Wer ist das?

Theodor: Ich pflege den bescheidenen Klavierlehrer so zu nennen.

Der Baron: Welchen?

Theodor: Diesen. Nun ja, den Klavierlehrer. Seine Beziehungen zu Theodor, dem Arzt, dem Weltweisen, dem landfahrenden Träumer, sind nur lose.

Der Baron: Und Sie haben der jungen Person dieses infame Gift — da ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher.

Theodor: Wie sie's mir abgeschmeichelt hat, mit was für Engelsworten. Wie klug sie ist. Sie spielte Beethoven. Ahnen Sie, Mensch, was das heißt, Silvia spielt Beethoven? Und er stand hinter ihrem Sessel und verging.

Der Baron: Er?

Theodor: Der armselige Klavierlehrer. Und

ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, zog er die Phiole des schlummernden Todes hervor und umklammerte sie in feuchter Hand, und sie sah es, sie verlangte von ihm, sie erbat von ihm dieses Geschenk. „Sind Sie unglücklich?" fragte er und wollte es ihr verweigern, der Erbärmliche. „Glücklich, unsagbar glücklich", hauchte sie, und ihre Augen schwammen im Unendlichen. Und wie sie ihn ansah! Christlieb Zeltner, um dieser Minute willen darfst du nicht leben, Theodor Lauffer gönnt dir die Erinnerung an diese Minute nicht! Und es war nicht die letzte solcher Minuten! Sie lebt! Sie ist da! Ich werde mit ihr Klavier spielen.

Der Baron: Das werden Sie nicht.

Theodor: Warum nicht?

Der Baron: Weil ihr Liebhaber angekommen ist.

Theodor: Herrlich! Ich werde sie in den Armen des Geliebten vergehen sehen!

Der Baron: Ich glaube nicht, daß man Sie dazu einladen wird.

Theodor: Eine erbärmliche Phantasie, die nicht so weit reicht, das geliebte Wesen dann noch um so viel mehr zu vergöttern. Und wer ist der glückliche Knabe? Ist er schön? ist er jung? hat er adlige Hände? ist er ein großer Herr? riecht er nach Jugend, nach Sattelzeug und englischen Wassern?

Der Baron: Er ist ein vermögender junger Mann. Das dürfte genügen.





Aubrey Beardsley: Dichterschicksal.

DIE SCHAUBROTE

DU sollst auf den Tisch des Tempels allezeit Schaubrote legen vor mir, so heißt es im Gesetze Moses.

Ein Judäer, der in seiner Jugend in einem fremden Lande gewaltsam einem fremden Glauben zugeführt worden war, kam nach dem nördlichen Galiläa, kehrte hier zu dem Glauben seiner Väter zurück und ließ sich nieder in der heiligen Stadt Sephath — möge sie in Bälde wieder aufgebaut werden. Es war die Zeit, da der Seher und Wundertäter Isaak Luria im heiligen Lande wirkte und seine Jünger die neuen Lehren verkündeten. Am Sabbat ging der Fremdling ins Bethaus und hörte eine Predigt, die von dem Gesetz der Schaubrote handelte. Der Priester seufzte, als er der Sitte gedachte, und sprach mit Trauer: Nun ist es aber durch unsre Sünden gekommen, daß der Tempel zerstört und der Tisch uns genommen worden ist, auf dem die Brote für den Herrn allwöchentlich zugerichtet wurden.

Der Bekehrte nahm die Worte des Predigers gläubig hin und ging bewegt nach Hause. Er erzählte seiner Frau von dem, was er im Gotteshause gehört hatte, und befahl ihr, am Rüsttage zum Sabbat zwei feine Brote zu backen. Das Mehl dazu sollte sie dreizehnmal sieben, den Teig mit Sorgfalt rühren und im ganzen mit Reinheit und großer Vorsicht zu Werke gehen, denn er wolle die Brote im Tempel darbringen; vielleicht werde der Herr an ihnen Gefallen finden. Das Weib tat in allem, wie ihr ihr Eheherr geboten hatte. Und nun trug der fromme Mann die zwei Brote in den Tempel, legte sie in die Bundeslade, betete vor dem Herrn und flehte ihn

an, die Speise gnädiglich hinzunehmen. Er sprach mit dem Allmächtigen wie ein Sohn mit einem Vater.

Der Küster des Bethauses aber fand hernach das Backwerk liegen und nahm es mit nach Hause, ohne viel zu fragen, wo es her sei. Er aß das Brot und freute sich an ihm, wie sich der Bauer an der Ernte freut. Kurz vor Sabbatausgang kam der Einfältige in den Tempel und fand die dargebrachten Brote nicht mehr. Er ward voll großer Freude, lief zurück in sein Haus und sprach zu seiner Gefährtin: Preis und Lob dem Herrn, gebenedeit sein Name, daß er eines Armen Gabe nicht verschmäht; siehe, er hat die Brote, da sie noch frisch waren, verspeist. Und er ermahnte das Weib, von nun an zu jedem Sabbat Schaubrote für die Lade zu bereiten. Er sprach: Wir haben nichts, was wir Gott verehren könnten; nun sehen wir, daß ihm das Brot behagt; also ists unsre Pflicht, ihn auch weiterhin zu erheitern. Und sie übten die Sitte mit großer Andacht Woche für Woche.

Da fügte es sich einmal, daß der Gesetzesmann, dessen Predigt den treuherzigen Fremdling bewogen hatte, allwöchentlich das Opfer zu bringen, schon am Freitag im Bethause anwesend war, um die Ermahnungsrede, die er am Sabbat zu halten hatte, erst vor sich selbst herzusagen. Nun kam der Gläubige mit den zwei Broten, näherte sich der Bundeslade, legte sie hinein und begann mit innerer Freude und Hingebung sein gewohntes Gebet zu sprechen. Er merkte nicht, daß der Prediger zugegen war und alles mit sah und anhörte. Diesen aber verdroß die Handlung des Fremden überaus, und er schrie ihn an und sagte: „Tor! Ist denn unser erhabener Gott ein Wesen, das Speise und Trank braucht? Gewißlich nimmt der Diener dieses Hauses die Brote weg

und ißt sie, und du, Verirrter, glaubst und denkst, daß der da oben sie verzehrt. Es gibt keinen größern Frevel als den, dem Herrn körperliche Eigenschaften anzudichten; er ist kein Leib und keinem Leibe gleich." So geißelte der Eiferer mit scharfen Worten den ahnungslosen Mann. Es währte nicht lange, und der Diener des Bethauses trat ein mit der Absicht, die Brote aus der Lade zu holen. Nun rief der Gesetzesmann ihm zu: „Bekenne es laut! Weswegen bist du jetzt hierhergekommen? Wer war es, der die Brote stahl, die dieser Mann jede Woche zu bringen pflegte?" Da gestand der Küster die Wahrheit und gab zu, daß die Brote jedesmal von ihm verzehrt worden waren.

Als dem Proselyten so plötzlich die Augen geöffnet wurden, fing er zu weinen und zu klagen an; er sagte, er habe die Worte der Predigt so hingenommen, wie sie gesprochen worden wären; er habe gedacht, den Herrn zu ehren, und nicht gewußt, daß er eine solche Sünde beging.

Der Mann hatte noch nicht ausgeredet, als ein Bote vom heiligen Rabbi Isaak erschien und zu dem Prediger im Namen seines Meisters folgendes sprach: „Geh heim und bestelle dein Haus, denn morgen bist du nicht mehr. Eine Stimme vom Himmel hat dieses verkündigt!" Da erschrak der Gesetzesmann über das, was er vernommen hatte. Er eilte zum Seher, fiel vor ihm nieder und fragte: „Worin hab ich gefehlt, und was ist mein Vergehen, daß ich nicht länger leben darf?" Da erhob sich der Heilige und sprach: „Seit dem Tage, da der Tempel in Asche gelegt worden ist und auf dem Altar nicht mehr geopfert wird, hatte der Herr keine Freude erfahren. Nun kam dieser Fremdling hierher und brachte ihm in der Einfalt seines Herzens Schaubrote dar; der

süße Geruch kam vor Jahve. Du aber hast diesen Dienst zunichte gemacht, und so ist im Himmel der Tod über dich verhängt worden, und dir ist keine Rettung."

Der Prediger kehrte heim und traf seine letzten Bestimmungen. Am Sabbat, zur Stunde, da er mit der Predigt hätte anheben sollen, verschied er in das Haus der Ewigkeit, wie es der Gottesmann vorausgesagt hatte.

Aus dem in Vorbereitung befindlichen fünften Bande des „Born Judas".

LUDWIG BÖRNE / DENKREDE AUF JEAN PAUL

EIN Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein Hoherpriester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgendeine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen

erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm untertan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der Hohepriester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahingeschieden, und unsre Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen verzärtelten Geschmacks in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet und der heiße, beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Ver-

bluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott seinen Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühtenihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur e i n e Saite noch auf seiner küm-

merlichen Leier, er hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinanderlegt und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu teilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust auf den Wonneinseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den roten Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher,

ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!" Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindisch scheinen für die Teilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!" Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!" Schlummert und träumt irgendeine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie andere es getan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtoten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgetan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: Ich liebe dich. Zünftig und bescheiden, wie er war, sagte er: W i r lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort I c h auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß jeder sein eigner Gesetzgeber sei,

so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher toten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpental oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrtümer oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen alles, alles nehmen!" Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht getan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll

auch der Richter der Menschheit sein und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmut ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Äcker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichten verlocken in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herabzuholen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christentum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des toten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Tiere in einer schlechten Zeit, wo die

Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt den Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Toten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimütig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgendein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm.

Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirt, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohltat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohltat vergißt, sich nur des Wohltäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brotfrucht, und Äcker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urteil arm gemacht. Fülle hat man Überladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrtum verschuldet? Wenn große Reichtümer durch viele Geschlechter einer Familie heraberben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, teilt unbesonnen mit vollen

Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Wert.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampanertale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es getan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

Vorgetragen zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.



WILLY SEIDEL / AUS DEM ROMAN „DER NEUE DANIEL“

Die Menschenpumpe

ERWIN und Mildred heirateten in New-York und verbrachten ihre Flitterwochen am oberen Hudson. Den darauffolgenden Winter verlebten sie wieder in der Stadt; und als das Frühjahr des Jahres neunzehnhundertsechzehn kam, hatten sie sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen erholt darüber, daß der Krieg noch keineswegs zu Ende war, sondern sich in Europa zu einer schauerlichen Angewohnheit auszuwachsen schien.

Aus ihrem früheren Optimismus (was die Dauer des Krieges anging), verbunden mit der herzlichen Antipathie, die sie der Bevölkerung ihres Zwangsexils entgegenbrachten, erklärt es sich auch, daß sie sich nicht die geringste Mühe gaben, sich einen festen Freundeskreis zu bilden, auf den sie hätten zurückgreifen können. Erwin hätte immerhin noch Winkel gefunden, warme Ecken, wo er sich an einem Schatten von Verständnis dürftig hätte anwärmen können; sie aber mit ihrer englischen Abneigung gegen überstürzte Herzlichkeit hatte ihn mehrfach verhindert, mit gewissen Menschen in Kontakt zu bleiben; hatte ein paar für Europa sehr nützliche, aber für den jetzigen oberflächlichen Allerweltsbetrieb unangebrachte Vorurteile mitgebracht, an denen sie vielleicht selbst litt, deren sie aber ohne Verlust an Selbstachtung nicht entraten durfte. Sie machte auch ihn reserviert. Was jedoch einem anderen gut gestanden; was ihm die Wege geebnet hätte, schadete Erwin, da er ein zu einladendes Äußeres be-

saß. Der schlichte Durchschnittsamerikaner ging ungern an ihm vorüber, ohne die Verlockung zu spüren, ihm auf die Schulter zu klopfen oder ihm eine Zigarre anzubieten. So wurde er frühzeitig schon von seinem natürlichen Instinkt, der Menschen nötig hatte, künstlich abgelenkt und gleichsam zwischen Tisch und Stuhl gewiesen... Andererseits ersetzte ihm die amüsante Persönlichkeit seiner Gefährtin viel von dem, was er zuweilen halb schmerzlich vermißte.

Nach dem Gefühlssturm der ersten gemeinsamen Wochen, in denen sich ihre inkongruenten Naturen abschliffen und ihre Liebe ihm plötzlich vollerblüht in den Schoß fiel — (nachdem er fast geglaubt, ihr fürderes Verhältnis würde sich auf Kameradschaftlichkeit und freundschaftliche Rücksichtnahme beschränken müssen) — geschah es, daß sie einander völlig unentbehrlich wurden und daß die durch nationale Verschiedenheiten gestörte Harmonie ihr ruhiges Strombett fand.

Trotz der festen Erwartung eines Heimes, wie es ihnen ein baldiges Ende des Krieges lockend vor Augen stellte — (und der Krieg m u ß t e doch einmal ein Ende haben!) — spürten sie nach gelegentlichen Ausflügen in die Stadt, nach wirbelndem Wechsel von Gesichtern, nach Vorstellungen oder Lichtbildern, voll von zuckender Handlung in stechend heller Bestrahlung, eine ungeheure L e e r e um sich herum... Diese Leere wuchs überall hervor. Sie hing in den Profilreihen, die sich ihnen beim Eintritt in die Untergrundbahn leicht verblüfft entgegendrehten. Sie grinste aus den maskenhaften Gesichtern wohlerzogener Kellner. Sie dröhnte, taub an ihnen zerplatzend, aus den gellenden Rufen der Zeitungsjungen. Sie stieg aus jeder Straßenschlucht

und kreischte metallen aus den Achsen der L-Züge, die sich eine Viertelmeile von ihren Fenstern entfernt scharf um eine Kurve quälten; ja sie schwebte sogar als ein böser Geist in deutsch aufgeputzten Lokalen, wo alles darauf berechnet war, mit Holzvertäfelung, neckischen Zinnkrügen, heimatlichen Städtebildern und deutschen Speisebenennungen stimmungsvoll zu wirken.

Oft schien Europa ihnen zum Greifen nahe, und doch war es nur ein gestohlenes Flittergewand, das man an die Dinge gehängt hatte und das vor einem durch die Nase gesprochenen Laut, vor einem kaltglitzernden Blick, vor dem gehetzten, von Fusel verseuchten Atemstoß eines Trunksüchtigen herabglitt und zur Schimäre wurde. Das nackte Amerika, die kalte, wuchtige und erbarmungslose Maschine, sprang enthüllt hervor. Es wurde nichts aus der Anheimelung.

Sie fühlten sich hilflos im Bereich der großen Fangarme, die täglich Millionen ausgeleerter, nach Geld fiebernder Menschen an sich rafften und täglich wieder in ihre dürftigen, phantasielosen Behausungen zurückpreßten. Stets konnten sie das Pochen des Herzens fühlen, das in diesem Moloch arbeitete, das Geräusch einer großen Pumpe, die Kontrakte, ephemere Schwindelunternehmungen, Grundstücksspekulationen, Kriegsbestellungen in sich hineinsog und sie als einen Strom von Geld, eine trübe Fontäne fragwürdig erraffter Dollarscheine wieder hervorspie. Nirgends war man sicher vor Geld; Gedanken und Handlungen rochen danach, und was sie beide bis dahin als Schönheit empfunden, schien aus dem Leben gestrichen. Wohl gab es noch süßes Himmelsblau, schlanke, bezaubernde Kinder, Hafengeschäftigkeit gleitender Maste im Morgennebel und

täglich halberspähte Menschlichkeiten, die das Herz flüchtig rühren konnten; aber all dieses befruchtende Stimmungsgold schien verschwendet an Menschen, die nur in Masse dachten, nur in Masse existieren konnten und unter dem Stempel einer selbstgewollten Zwecksklaverei ärmlich dahinvegetierten. Ja, wimmelnden Insekten glichen sie auf einem unerschöpflichen, von Gott in milder Güte ihnen gespendeten Nahrungsklumpen; auf einem großen, von ungeheuren Möglichkeiten trächtigen Stück dieser Welt, in dem sie nach Herzenslust schürften; das nie genug hergeben konnte, nur damit die Insekten ihr sinnlos wirres Hasten nicht abzudämpfen hätten...

Und selbst nachts — (es schienen ähnliche Sterne wie über Sussex oder über Thüringen) — kam die große Pumpe nicht zur Ruhe. Sie schien etwas leiser zu arbeiten, aber es war, als ob ihre Arbeit unterirdisch zitternd weiterwühlte, wenn an verschiedenen Plätzen und Straßenquadraten Manhattans die Luft plötzlich zerrissen wurde von dumpfen Explosionen. Die Insekten gruben weiter durch den Felsen hindurch. Sie spürten neue Verkehrskanäle auf, sie wühlten selbst unter dem Wasser Wege. Sie ließen sich nicht begnügen an ihren staunenswerten Verkettungen zwischen Himmel und Erde, an gigantischen Netzen aus Stahl, unter denen große Verkehrsdampfer hindurchzugleiten vermochten, ohne ihre Schornsteine umzulegen; nein, sie eroberten sich den Felsen selbst und machten ihn porös, auf daß die Menschenpumpe nicht zu rasten brauche. Kaum erschütterten diese Explosionen ein Fenster, geschweige denn daß sie ein leichtes Vibrieren in die Last von Beton gebracht hätten, die mit oft zwanzig oder dreißig Stockwerken über ihnen ge-

türmt hing. Aber man hörte sie, hörte sie durch die schwächeren Nachtgeräusche hindurch, die immer noch laut genug brausten, um einer kleinen europäischen Residenz das Gepräge einer entfesselten Weltstadt zu geben.

Erwin und Mildred fuhren in ihren Betten auf, denn sie wußten, es war etwas da: eine halbe Erdumdrehung entfernt lastete etwas, rumorte etwas aus tausend speienden Metallschlünden hervor, das nicht wegzudenken war, das wie ein Albdruck, wie eine schwere Bürde auf einem gesunden Organ dieser Welt lag und sich dort spitz und grausam, Entzündungen verbreitend, eingrub und weitergrub, Tag für Tag. Und die dumpfen Böllerschüsse der Dynamitsprengungen unter ihnen, wenn sie auch ein Friedensgeräusch waren, schienen ihnen wie ein unerwarteter, peinigender Warnruf, wie ein schwacher Versuch, jene entfernte Hölle nachzuäffen. Die ganze Nacht hindurch stand vor den Fenstern, selbst wenn sie geschlossen waren, ein kompakter Körper von wiehernden, aufgestörten Lauten, der keine Pause kannte und um die frühesten Morgenstunden mit grausamem Rhythmus anschwoll, bis er in das große Tagesgeschrei hineinwuchs. Das war damals Amerika für sie. Beider Ohren waren noch empfindlich, noch keine Haut war ihnen über das Trommelfell gewachsen. Sie blickten frisch und interessiert in das Leben, das ihnen noch bunt erschien, wo seine Farben anderen längst zu Grau zerlaufen waren. Sie sprachen mit vielen Leuten; doch ihre nette Ironie wurde verkannt und mit Plattheiten vergolten; ihre kleinen Gefühlsausbrüche mit nichtssagendem Syrup bestätigt und entwertet zurückerstattet. Ihre Interessen wurden zu Marotten und ihre Kenntnisse zu bloßem Gedächtniskram, entbehrlich dar-

um, weil er sich auf den ersten Blick nicht in Geld umdenken ließ...

Der Mann mit den toten Augen

Um diese Zeit wehte ihnen ein Prospekt ins Haus, auf dem wörtlich folgendes vermerkt stand:

„Die leichte Erreichbarkeit von Lakewood, die abwechslungsreiche Bequemlichkeit seiner Unterhaltungen, die gesunde Atmosphäre seines balsamischen Klimas und seine trockene Erde, vereint mit den Naturschönheiten seiner tiefen, duftenden Fichtenwaldungen und Seen sind seit langem von jedem Kenner unserer Erholungsorte freimütigst zugestanden worden."

Nach dieser schwungvollen Einleitung erfolgte eine längere Schilderung, die sich nicht genugtun konnte an bunter Ausmalung der Lage, der landschaftlichen Reize, der Privatschulen samt Betätigungen von Kirche und gesellschaftlichem Leben, das von einer großen Ansiedelung gepflegt werde. Ja, diese Schilderung überbot sich selbst, als sie die Vorteile des Country-Klubs, die Reize der Gegend, des Ruderns, Reitens und Motorfahrens erschöpfte; auch streifte sie mit ernstem Seitenblick die Verdienste um Gemüt und künstlerische Bedürfnisse, deren Lakewood sich erfreute, erwähnte des Nachmittagstees in den Hotels, nannte ihn mit Entdeckerfreude eine scharmante englische Volkssitte und verweilte des längeren auf den erstklassigen Lichtbild-Theatern. „Der herrliche Park des Mr. Gould ist dem Publikum weit geöffnet, und eine große Tribüne bietet Tausenden Sitzgelegenheit, die das Pferde-Polo genießen wollen..." Der Artikel schloß mit einem Loblied auf die Zentral-Bahn von New-Jersey und mit kordialer Einladung, sich, falls

man noch nicht ganz überzeugt sei, brieflich über all diese Vorzüge zu vergewissern.

Erwin fühlte auf diese Annonce hin ein menschliches Rühren. Irgend etwas Europäisches in ihm geriet in Versuchung, der Idee näherzutreten. Das las sich ja genau wie eine Schweizer Hotelreklame; wie? ein Duft von Lugano oder sonst einem paradiesischen Fleck der Alten Welt war darin... Dieser aus kindlicher Reise-Frühe stammende Duft machte ihm zu schaffen... Rest eines Märchenglaubens an verschollene Prospekte... Der Kontrast zwischen dem gegenwärtigen Dasein und dieser kaum fünfzig Meilen entfernten landschaftlichen Perle war ungeheuer; wie hätte er den Mut gefunden, zu glauben, die ganze Schilderung sei nur der Geschäftsphantasie eines Grundstückvermittlers entsprungen? So setzte er sich auf die Bahn und fuhr nach Lakewood hinaus.

Mit den Fichtenwäldern hatte der Prospekt recht, wenn sie auch nicht das Augenfälligste waren, was ihm zunächst begegnete. Etwas sumpfiges Land, gesprenkelt mit Birkenbeständen, Erlengestrüpp, Weiden und von wildem Wein pittoresk verhängte Platanen und Pappeln waren bei der Einfahrt in den kleinen Bahnhof bemerkbar. Der Bahnhof war äußerst neuzeitlich, sehr appetitlich aus Zement, roten Backsteinen und weißgestrichenen Fensterverschalungen errichtet, das Personal von einer blühenden, dunkelblauen Sauberkeit und patriarchalischer Würde. Ernste Gepäckträger gaben ihm Audienz, und einer von ihnen ließ sich sogar herab, seine Handtasche schlenkernden Schrittes über die asphaltierte Straße nach einem kleinen Wohnungsvermittlungsbureau zu bringen, wobei nichts in der Welt ihm ferner lag, als sich um den Herrn des Gepäcks,

den leicht transpirierenden, überflüssig erregten Fremden zu kümmern...

In dem Vermittlungsämtchen, einer reinlichen Stube in mäßigstem Format mit einem Mahagonizahltisch, auf dem illustrierte Broschüren Lakewood von allen Seiten und in jeder Beleuchtung zeigten, stellte der pompöse Träger das Gepäck auf den Boden und verließ ihn mit einem schläfrigen Grunzlaut, nachdem er leicht sinnend auf das Fünfzigcentstück geblickt, das er sozusagen nur aus Gewohnheit in seine Tasche schlüpfen ließ. Während Erwin auf Bedienung wartete, verfinsterte sich der asphaltierte Raum; ein paar Donnerschläge erschütterten die Fenster, und harte Tropfen klatschten auf die staubige Straße, um sich nach weiteren zehn Minuten zu einem Landregen zu entwickeln, der solide Dauer versprach. Erwin hatte sich, bevor er eingetreten war, noch ein wenig umgeblickt, hatte ein paar enorme Hotels wahrgenommen, hübsche, flache, sechsstöckige, in einer Art von Schweizer Stil errichtete Gebäude, abgezirkelte Wege, von samtenen Grasflächen gezierte Gärten und einige Privatpaläste, die offenbar sehr reichen Leuten gehören mußten, denn niemand schien darin zu wohnen, und sie waren augenscheinlich nur für einen späteren Saisonbetrieb in eine halbe Bereitschaft gesetzt.

Jetzt aber, als er sich noch näher über das Städtchen durch das Fenster hindurch orientieren wollte, löschte der gleichmäßig graue Regen alles aus und versperrte ihm die Welt. Nur die dunklen Klumpen einiger strotzender Laubbäume und die blutenden Farben pyramidenförmig angelegter Beete schimmerten noch hervor.

„Sehr reizend," dachte er, „vielleicht gerade das, was man sich wünscht. Natürlich, im Ort selbst wird

man nicht wohnen können. Die vielen Garagen deuten auf einen entfesselten Motorbetrieb. Auch wenn diese Hotels alle gefüllt sind, wird man sich wohl einander lästig fallen und nicht gut zur Ruhe kommen. Scheint mir so eine Art amerikanisches Homburg zu sein, aber die Landschaft gefällt mir, und es wird ja auch ringsumher, von den Straßen entfernt, idyllischere Plätzchen geben müssen. Sehen wir zu, was dieser Jüngling uns vorzuschlagen hat."

Damit richtete er einen fragenden Blick auf eine in sorgfältig gebügeltes weißes Flanell gekleidete Figur unbestimmten Alters, die irgendwie lautlos aus dem Hintergrunde auftauchte und mit zuckenden Bewegungen magerer Finger den Haufen Prospekte auf dem Tisch zu ordnen begann. Mit kurzen Worten wies Erwin auf sein Begehren hin, nämlich ein gemütliches, gut möbliertes Häuschen in der Nähe oder etwa ganz auf dem Lande, wonach der Jüngling, ihn tot ansehend, hervorstieß: „Yessir; very well, Sir!" — und dann von irgendeinem Regal ein Bündel Photographien raffte, das er Erwin vorwarf, so zwar, daß diese Bilder irgendwie bereits zauberhaft geordnet vor den Verblüfften zu liegen kamen. Hierauf begann er zu erklären. Sein nasales Englisch haspelte sich in rasender Geschwindigkeit durch ein Loch seiner gummiartig verzogenen Lippen. Zwischendurch grinste er, erwartete Anerkennung, beinahe Komplimente; stürzte sich auf ein neues Bild und war mit zehn von diesen Ködern bereits fertig, ehe Erwin auch nur daran denken konnte, sich irgendwelche Begriffe zu bilden. So schien es eine Art Lotteriespiel, als der Kunde auf gut Glück seine Faust auf ein Bild legte, das ihm anmutiger erschien als die anderen.

„Ich möchte mir das da gern einmal ansehen."

„Nummer dreiundsiebzig. Jawohl, mein Herr“, knarrte der Jüngling, um im selben Tonfall, nur mit erhöhter Stimme, anzuordnen:

„Bringt sie von hinten herum!“

Wer diese „sie“ war, erklärte sich sofort, als ein ziemlich mitgenommener Ford-Viersitzer von außen um das Bureau herum wankte und sich mit schnarrendem Getöse vor die Tür schob. Das Wesen im weißen Flanell machte einen Satz über den Zahltisch und sprang, noch von der Schwelle, auf den Chauffeurplatz, der von einem flachshaarigen Knaben freigegeben wurde. Mit äußerster Zeitersparnis wurde auch Erwin in den Wagen genötigt, und er hatte erst Gelegenheit, die Türe zuzuklappen, als das Gefährt sich mit weitem Satz, der die Lachen spritzend zerpflügte, auf eine wilde Wanderschaft in die Regendämmerung hinaus begab. Der Jüngling fuhr so sicher, schien die Gegend derart unheimlich zu kennen, daß er, halb von seinem Steuerrad zurückgewandt, Zeit und Muße fand, Erwin weiterhin mit großen Salven von Nasaltönen zu bedenken. Sein Redefluß ähnelte im Tempo dem des entfesselten brüchigen Motors, aus dem er das Äußerste an Leistungsfähigkeit herausholte. Mit europäischer Höflichkeit, leicht vorgebeugt, nach Verständnis der Bemerkungen ringend, die ihm im Telegrammstil zugefeuert wurden, versäumte Erwin, sich die Gegend zu betrachten, durch die man fuhr. Nur unklar kam ihm zum Bewußtsein, daß die letzten zehn Minuten hindurch eine gleichmäßige, wie eine Hecke geschnittene Wand von Grün an seiner Seite entlang glitt. Es war kein Wunder, daß der Jüngling des Weges nicht achtzuhaben brauchte, da es sich um eine schnurgerade Straße handelte, an der rechts und links, unklar erkennbar, anscheinend

hübsch gebaute und mit Veranden versehene Sommerhäuschen lagen. Als er gerade Luft schöpfte und sich umsehen wollte, fuhr ihm eine Tropfengarbe ins Gesicht; im gleichen Moment machte der Wagen eine abrupte Drehung, noch eine ebenso plötzliche Wendung, stolperte ein wenig, fauchte röchelnd auf und hielt vor einer kleinen Villa inmitten von Fichten und kleinen Laubbäumen, welche die Einfahrt schmückten.

„Hier ist Ihr Haus", sagte der Jüngling mit schöner Überzeugung und mit einer Gebärde, als habe er den ganzen Staat von New-Jersey zu verschenken. „Nehmen Sie sich Zeit, ich werde Sie begleiten."

Er zog einen Schlüssel hervor, öffnete die Haustüre und ließ Erwin eintreten.

Vorläufig hielt man sich im Erdgeschoß auf, und der Jüngling wies Erwin einen gepolsterten Stuhl zu, während er sich selbst auf die Fensterbrüstung setzte.

„Yessir!" sagte er. „Wenn Sie sich hier umsehen, dann werden Sie bemerken, daß dies das Haus eines gebildeten Mannes ist, eines Mannes, der studiert hat. Ja, er ist auch einmal in Europa gewesen", und er wies auf eine Reihe von Photographien aus Italien und Griechenland, die die Wand oberhalb des Bücherbrettes verschönten. „Er ist ein Seelsorger, ein sehr feiner Mann, und er betreibt Mission im Judenviertel von New-York. Seine Frau ist krank. Die arme Dame muß in Kalifornien eine Kur gebrauchen, und da Mr. Merryweather sie sehr lieb hat und nicht ohne sie leben kann, so vermag er es auch nicht, allein hier draußen zu leben, sondern schlägt der größeren Geselligkeit wegen doch lieber sein Quartier in New-York auf. Alles steckt voll von Andenken an die arme Dame. Soweit ich Sie aber verstehe, kommen

Sie mit Ihrer Frau und den Dienstboten her, das bringt Leben ins Haus, auch wenn es ursprünglich nur als Alterssitz gedacht war für ein behäbiges Ehepaar in reiferen Jahren... Der Prospekt wird Sie darüber aufgeklärt haben, mit wie o f f e n e n Armen man hier in Lakewood Fremde aufnimmt, so daß Sie sich fast als Ortseingesessener vorkommen und ungern — (ich sage sogar, beinahe schmerzlich) — den Moment empfinden werden, wo der Kontrakt abläuft..."

„Wie ist die Lage des Hauses?" fragte Erwin. „Ist ein bißchen einsam hier, wie?"

„Aber bester Herr," rief der Jüngling enthusiastisch und begann mit wilden Schritten den Raum zu durchqueren, „verehrter Herr, sind wir nicht im Handumdrehen hier gewesen? Ein paar Schritte quer durch den Wald bringen Sie auf die Hauptstraße und ein paar weitere Schritte ins Herz des Städtchens. Wieder verweise ich auf den Prospekt. Ist nicht der herrlichste Fichtenwald kostenfrei zu Ihrer Verfügung? Haben Sie nicht sogar Schwimmgelegenheit im See Carasaljo? Stört man Sie hier etwa, wenn Sie geistig arbeiten wollen? Wird Ihnen nicht alles ins Haus gebracht, was Sie an Nahrungsmitteln bedürfen? Das Telephon, es ist wahr, ist nicht in Ordnung, das kann neu gelegt werden, und das macht man in zwanzig Minuten — nicht länger —, so wahr ein Gott im Himmel lebt und die Worte in meinem Munde zählt!" (Hier überzeugte sich Erwin, daß er es mit einem Irländer zu tun hatte.) „Ich kann Ihnen gratulieren, nur herzlich gratulieren. Sie haben es gut getroffen, Sie sind ein Glückspilz. Ich habe mir im Bureau schon gedacht, wie Sie die Faust, ohne nachzudenken, fest auf das Bild dieses Hauses legten: der Mann hat Geschmack,

der Mann weiß was Gutes zu schätzen. Greifen Sie zu. Ich rate Ihnen nicht bloß als Geschäftsmann, sondern als Freund, der die Gefühle eines Fremden zu würdigen vermag."

Nach diesem Erguß sah er Erwin mit toten Augen an, in die diesmal etwas wie ein gespensterhaftes Licht trat. Breitbeinig stand er da, die Hände in den Hosentaschen, ein Bild schlichter Überzeugungskraft.

Und Erwin schlug vor, das Haus noch gründlich zu betrachten. Zunächst ging man in den Keller, wo eine elektrische Pumpe neuesten Fabrikates in Betrieb gesetzt wurde, dann sah man sich die Küche an, dann die oberen Räumlichkeiten; alles war nett, sauber, gute Holzarbeit, solide Möbel, voll von verzeihlichen, vertrauenerweckenden, altmodischen Kinkerlitzchen; es gab sogar Makartsträuße und ein aus Perlmutter verzwickt gefertigtes Bild, das „Seeleute in Not" oder die „Insel Capri" vorstellen konnte, kurzum, es fehlte nichts, was zu einem gedeihlichen Landaufenthalt an städtischen Bequemlichkeiten nötig war. Sogar Fliegen- und Mückennetze waren vor den Fenstern, wie er sich unlieb überzeugen mußte, als er den Kopf herausstecken wollte und mit der Stirn ein Dreieck in den Draht stieß. Das Badezimmer war ein Traum aus weißen Kacheln, Steingut und fehlerfrei lackiertem Blech; das laufende Wasser funktionierte auf den leisesten Druck mit starkem Strahl, der mit dem taktmäßigen Geräusch der Pumpe unten harmonierte. Es war eiskalt trotz der Glut. Er fand auch gar nichts, worauf er seinen Finger legen konnte und sprechen: „Hier, verehrter Freund, straft die Wirklichkeit Sie Lügen." Und nachdem er das ganze Cottage eingehend geprüft hatte, ging er hinten herum, fand alles zu

einer gedeihlichen Hühnerzucht Notwendige, einen Holzstall und einen zur Not brauchbaren Automobilschuppen, sogar ein Hundehaus, das ebenso neu und brauchbar schien wie der ganze übrige Besitz. Zudem kam die Sonne während seiner Inspektion hervor und erfüllte die ganze Gegend mit Duft und Heiterkeit.

Freilich, als sie sich wieder in den Wagen setzten, brach der Regen von neuem aus. Sie sausten im gleichen Tempo zurück, wie sie gekommen waren. So konnte Erwin mit bestem Willen von der Hauptsache, nämlich von dem Distrikt, in dem das Haus lag, keinen festen Begriff gewinnen. Er tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß man ein kleines Juwel wie dieses Haus kaum in eine ganz reizlose Gegend gebaut hätte, ohne gröblich gegen alles Stilgefühl zu verstoßen.

Er war schuldlos . . .



ALBRECHT SCHAEFFER / SEPTEMBERBLÄTTER EINES TAGEBUCHES

I

„Herbstanfang ist und schon der Herbst so tief! —
Die Buchenwälder schillern reich in Farben. —
Erwartet einer bänglich einen Brief,
Der trägt ins Freie sein beklommnes Darben,
Den Pflüger hörend, der den Tieren rief,
Und sieht, wo gestern noch sich häuften Garben,
  Den Menschen und ein gelbes Rinderpaar
  Im Stoppelfeld und scharf die blanke Schar.

„Herbstanfang ist. O tiefe Wanderungen!
Wie wächst der Mensch, wenn er sich nur befreit
Vom Stein der Städte, drin er eingezwungen
Sich täglich nährt mit Unbarmherzigkeit!
Doch ist ihm kaum die rasche Flucht gelungen,
Hat ihn ein langer Atemzug geweiht,
  So fühlt, der lang ein Knecht war seinesgleichen,
  Den größern Herrn und staunt in seinen Reichen.

„Wie es mit tausend Fäden an ihm riß,
Wie selber er, besorgt, sich nur zu halten,
An viel sich hängte und blieb ungewiß,
Um gleich dem Mythenkönig, in den Falten
Verstrickt, der zornig summenden Horniß
Zuletzt die Brust zum Stoße hinzuhalten:
  Nun fällt das ab mit einem Zauberschlage,
  Und wieder weiß er, daß er selbst sich trage.

„So dringt er in die großen Wälder ein
Und sieht auf einmal sich umringt von Föhren;
Der nackten grauen Stämme stummes Sein
Erdröhnt zum Hall von unsichtbaren Chören...
O Seele, wie so seelenhaft allein!
Die eigne Stimme so von fern zu hören!
  Er lauscht, und näher schon umschallen ihn
  Serafischer Scharen Flöt' und Tamburin.

„Da tritt er vor die lichte Tannenschonung,
Die Jüngsten, Waisenkindern gleich gestellt
In Reihn mit einer freundlichen Betonung,
Daß man dahier auf Zucht und Ordnung hält.
Des toten Fuchsen ausgestorbne Wohnung
Umwölbt mit Ranken eisenbraun ein Zelt,
  Von reifen Beeren schwarz, der Brombeersträuche,
  Drin Süßes brennt und brodeln würzge Räuche.

„Wie labt ihn solcher Beeren Nachtarom!
Wie trinkt er gierig von den weichen feuchten
Der Wälder warmes sonniges Ozon,
Der schwarzen Beerenaugen seelisch Leuchten.
Und wieder in der Kiefern Pfeilerdom
Setzt er den Fuß und folgt den aufgescheuchten
 Ganz hellen Reh'n, die im gelenken Jagen
 Das Abendlicht in totes Düster tragen.

„Hier zeigt der giftige Schwamm die scharlachroten
Kuppeln, mit weißen Pusteln überdeckt.
Schön und abscheulich stehen sie wie Boten
Der Liebesseuche, und er sieht's erschreckt;
Auch in Gestalt von Schalen, überlohten
Von sattem Gelb, mit heißem Rot gefleckt.
 Natur, ach unverschont von Liebesgiften!
 Welch Aussatz leuchtet hier mit Feuerschriften?

„Da fällt aus unsichtbarer Himmelsrichtung
Geheim ein Schrei, unendlich fernes Pfeifen.
Und plötzlich, tretend vor die sonnige Lichtung,
Sieht er — ein Punkt, dem Auge kaum zu greifen —
Den Bussard, ruhig schweifende Vernichtung,
Mit breiten Flügeln ziehn gewaltige Schleifen:
 Im schönen Abendreich der blauen Reinheit
 Ein Jäger von Erhabenheit und Feinheit.

„Und siehe, zwischen Säulen zart gespannt,
Hier das Geheimnis seelenvoller Ränke,
Das große Rad! Berühr es mit der Hand,
Wie Seide dehnt es sich und biegt Gelenke.
Und mitten, still und ohne Widerstand,
Die Meisterin, verbergend, was sie denke,
 Nur ruhig weisend, Zeichen keiner Gnaden,
 Das große Kreuz, mit dem sie fromm beladen.

„Wohl Gift und Dolch und schlimmer Hinterhalt
Sind dir, Natur, nicht unbekannt, — doch immer
Wie schön dein Gift! wie adlig die Gestalt!
Und welche feine Kunst im goldnen Glimmer
Der Radgewebe, die den Abendwald
Wie viele Sonnen füllen mit Geschimmer.
Vergeßlich um des Guten Lichtgesetze,
Durchziehn dich noch des Schönen zarte Netze.

„Doch uns, die schon der erste unsrer Schritte
Verstrickt in Zwist mit jenem Lichtgebot,
— Denn wäre Schuld nicht aller Kreise Mitte
Des Daseins, deren Umlauf ist der Tod? —
Wird Sünde sanfter durch die schöne Sitte?
Ah, wie erhübe sich Ischariot!
Der starb. Wir haben noch den Weg, den einen,
Nach Emmaus zu gehn und da zu weinen. —

„So bliebe nichts zu hoffen, und wir wären
Gefesselte vom A zum O? uns blieb
An allen Enden endlich nur ein hären
Gewand, hinauszuschleichen wie ein Dieb
Mit unsrer Tracht an Zähren und an Schwären,
Die wir uns küssen doch und sind uns lieb?
Ach wär der Sinn von Kenntnis und Gesetzen
Der, daß wir leiden, wenn wir sie verletzen?

„Doch aber bist du dir als eine Flamme
Voraufgezündet, Mensch, und folgest dir,
Ob dich beselige, ob dich verdamme
Der Weg, der Tausendnächteweg zu dir.
Du furchtbar blühndes Haupt am Marterstamme,
Doch immer strahlender aus Baum und Tier
Brichst du und brennst, bis die erloschne Erde
Ein seelisch leuchtendes Gestirne werde.

„Ach solche Wandrung, daß sie ewig währte!
Wo jeder Schritt Erquickung, Stärkung bringt.
Gesellt sich wohl ein ewiger Gefährte?
Hörst du im fernen Tale, wie er singt?
Gedenkst du bang die Male, die sich's jährte,
Seit ihr im schönen Takt wie Brüder gingt
Und deine Finger seinem wonnesamen
Spiele versuchten schüchtern nachzuahmen?

„O doch vielleicht in einem Tannengrund,
Am Quell der Fichten im betauten Rasen,
Steht einsam er, der Gott, das Rohr am Mund,
Und trifft von fern dein Herz mit sanftem Blasen.
Und ach genug und überreicher Fund,
Wenn deine Augen noch die Spur erlasen
Des goldnen Fußes in dem Sand der Quelle,
Du kniest und küßt und trinkst die heilige Welle.

„Was stehst und blickst, was horchst du so erregt,
Wo nur der Föhren meilentiefes Brausen
In großen Wogen sich zur Ferne trägt?
Was schüttelt jetzt dich Hoffen und Ergrausen?
Ach der ist Gott! und wenn es ihm behägt,
So wird sein ganzer Odem dich umsausen.
Denn diese Tannen sind ihm nur Verhüllung,
Dies Licht, dies Tönen seines Herzens Füllung.

„Und du, so wunschlos erst, nun voll Begehr,
Schon ausgesetzt und schon berauscht von Hoffen,
Schon wieder langend nach dem Ungefähr,
Schon allzulocker und schon allzuoffen:
Geduldig harre einer Wiederkehr,
Die dich noch immer nur im Blitz getroffen.
Vergeblich glühend schickst du Strahlen aus,
Erkaltest nur, und Dunkel schleicht ins Haus.

„Du riefst den Gott, und siehe, Andre kamen,
Die immer willig sind zum schlimmen Amt:
Gezeugte aus der Nacht mit deinem Samen,
Dämonische, dem Nebelgrund entstammt,
Gebrochner Fittiche und ob mit lahmen,
Durchbohrten Füßen, aber allesamt
Mit festen Zähnen und mit starken Krallen,
Den kaum Geschützten kräftig anzufallen.

„Denn noch, du weißt es, harrt ein frisches Leid,
Beim schon gegrabnen Grabe höchst lebendig,
Langmütiger als du und läßt sich Zeit.
Doch wenn es aufsteht, schwillt es tausendhändig:
Denn alle alten Schmerzen sind bereit
Und wimmeln her aus ihm und sind unbändig.
Vergebens deine Rüstung, Schwert und Schiene,
Dich überwältigt stürzend die Lawine.

„Und wirst du stürzen, schreiend nach dem Retter,
Der wie ein Geier aus Gewölke fällt
Und wirbelt deine Foltrer fort wie Blätter
Und läßt dich kämpfen neben ihm als Held
Und hüllt dich lindernd in ein goldnes Wetter:
Ach, das wird nicht sein! und du liegst zerschellt.
Kein Gott, der sich mit derbem Zwist befaßte.
Er lädt den Überwinder sich zu Gaste.

„Doch atme auf! Schon rauscht es kühl aus Zweigen.
In Schatten liegt das Tal, der Wanderung
Für heute Ziel, und im Hinuntersteigen
Noch einmal schöpfe kräftigen Labetrunk
Der Abendluft, gedenk: du bist dein eigen
Dahier, dein eigen Maß, dein eigner Schwung.
Des Kerkers dumpfer Braus, Gestampf und Klirren
Schwieg hier sich aus, und dich kann nichts verwirren.

„Und liegt vielleicht auf einem Tisch ein Brief
Und zuckt der Dolch aus seinen feinen Falten
— Du hältst und siehst vom eignen Blutgetrief
Entsetzt ihn rot und fühlst dich schon erkalten —
Herbstanfang ist und schon der Herbst so tief! —
Du wirst noch einmal stand dem Sterben halten.
Und sei's ein Wunder: Gotte bleibt, dem lichten,
Noch immer Zeit, ein Wunder zu verrichten."

II

Im Fenster Nacht; ein Tisch, ein Brief, ein Licht,
Das heftig weint' im dürftigen Paraffine;
Ein Mensch am Tische neigte sein Gesicht;
Am Fenster wallte seltsam die Gardine;
Er saß und hielt entschlossenes Gericht,
Nahm Blätter her und schrieb mit stiller Miene
„Herbstanfang ..." und was sonst zu lesen stand.
Und weiter schrieb er mit gefaßter Hand:

„Im Fenster Nacht; der finstre Hügelrücken
Des Tannenwalds; ein Himmel dunkelgrau,
Und abgebrochen alle Augenbrücken
Zu der von je geliebten Sternenau. —
Der Stoß war hart; ein Dasein fiel in Stücke;
Du standest, dachtest: Und ich schau und schau ...
Die Scherben haltend hoffnungslos in Händen,
Und fragtest: Sind noch solche zu verwenden?

„Und sprachst: Du hast nun, was du lange wolltest:
Das Leid ist aus. Wie seltsam, daß es lebt!
Zwar ist noch Antwort, die du schreiben solltest,
Und ward's getan, das Siegel aufgeklebt
Und kalt: wie wär's, wenn du die Scherben rolltest
Ins Gras, daß wer sie findet und begräbt?
Zu vielen Gräbern wohl das letzte endlich.
Du lebst, und anders wär es nicht verständlich.

„Da hatte dir ein Blick den Stern gefunden,
Der sichtbar in verborgnen Wolken stand,
Und gleich verspürte, willig festgebunden,
Dein Auge süß das wesentliche Band.
Ach welcher ist, der alles überwunden?
Und bis zum Tod bleibt uns ein Widerstand:
  Dem Leibe Poren; doch es ist befohlen:
  Die Seele soll durch Wunden Atem holen.

„Daß du an einer Schenke Fenster lehntest
Und fremde Hände dir dein Bett gemacht;
Daß keiner war, dem noch die Brust du dehntest,
Der ungern schlief vor deinem Gruß zur Nacht;
Daß du die eigne Hand, sonst nichts beträntest,
Das ward dir jetzt zu Flammen angefacht,
  Bis du mit brennend giftigem Nessushemde
  Behaftet warst von Einsamkeit und Fremde.

„Zu deinen Füßen das mit Nacht verschloßne,
Das unsichtbare Tal: vor deinem Geist
Erschien das abendlich mit Gold begoßne,
Das du gefaßten Auges heut durchreist.
Da spürtest wieder du das Unverdroßne
In dir, das weiter, vorwärts weiter weist,
  Und daß du, mußt du Sklavenketten tragen,
  Gefesselt bist an eines Gottes Wagen.

„Ach an Unsterbliches gebunden — immer
Läßt sich das Leiden heilig sehn und schön,
Und mancher zog aus Schmerzen und Gewimmer
Das feurige, erquickliche Getön.
Durch die der Wagen hinrollt, stehn im Schimmer
Die Tale und die Ströme und die Höhn.
  Der tiefgebeugte Nacken nur darf wagen,
  Zuweilen selbst den strengen Gott zu tragen.

„Da siehe, droben ging das schöne Bildnis,
Der Siebensternewagen auf und schien
So götterhaft in deine tote Wildnis,
Daß alle Schmerzen laut noch einmal schrien
Und legten sich und fügten sich der Mildnis,
Dieweil du sprachst: Den Wink, versteh ich ihn?
Ein Kern in dir ist unverwundbar! lerne:
Die Poren deiner Seele sind die Sterne."

Der schrieb, stand auf. Es traf die reine Sieben
Da in sein Herz mit heiliger Leidenschaft,
Daß es erklang mit hellen Glockenhieben
Und war ihm hart bewahrt und dauerhaft.
Und Leid war keins, denn alles Leid war Lieben!
Nun sprang der Gott aus seiner Brust in Kraft
Und schwang sich auf den Wagen, um im vollen
Gedräng der Sfären stürmisch fortzurollen.



ADALBERT STIFTERS KÜNSTLERISCHES GLAUBENSBEKENNTNIS

Vorrede zu den „Bunten Steinen"

ES ist einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menschen stets gewöhnliche Menschen seien. Wenn das wahr ist, bin ich heute in der Lage, den Lesern ein noch Kleineres und Unbedeutenderes anzubieten, nämlich allerlei Spielereien für junge Herzen. Es soll sogar in denselben nicht einmal Tugend und Sitte gepredigt werden, wie es gebräuchlich ist, sondern sie sollen nur durch das wirken, was sie sind. Wenn

etwas Edles und Gutes in mir ist, so wird es von selber in meinen Schriften liegen; wenn aber dasselbe nicht in meinem Gemüte ist, so werde ich mich vergeblich bemühen, Hohes und Schönes darzustellen, es wird doch immer das Niedrige und Unedle durchscheinen. Großes und Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinne, ich wurde von ganz anderen Gesetzen geleitet. Die Kunst ist mir ein so Hohes und Erhabenes, sie ist mir nach der Religion das Höchste auf Erden, so daß ich meine Schriften nie für Dichtungen gehalten habe, noch mich je vermessen werde, sie für Dichtungen zu halten. Dichter gibt es sehr wenige auf der Welt, sie sind die Hohenpriester, sie sind die Wohltäter des menschlichen Geschlechtes; falsche Propheten aber gibt es sehr viele. Allein wenn auch nicht jede gesprochenen Worte Dichtung sein können, so können sie doch etwas anderes sein, dem nicht alle Berechtigung des Daseins abgeht. Gleichgestimmten Freunden eine vergnügte Stunde zu machen, ihnen allen, bekannten wie unbekannten, einen Gruß zu schicken, und ein Körnlein Gutes zu dem Baue des Ewigen beizutragen, das war die Absicht bei meinen Schriften und wird auch die Absicht bleiben. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich mit Gewißheit wüßte, daß ich nur diese Absicht erreicht hätte. Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß: das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm,

der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer, als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar. Wir wollen das Gesagte durch ein Beispiel erläutern. Wenn ein Mann durch Jahre hindurch die Magnetnadel, deren eine Spitze immer nach Norden weist, tagtäglich zu festgesetzten Stunden beobachtete und sich die Veränderungen, wie die Nadel bald mehr bald weniger klar nach Norden zeigt, in einem Buche aufschriebe, so würde gewiß ein Unkundiger dieses Beginnen für ein kleines und für Spielerei ansehen: aber wie ehrfurchterregend wird dieses Kleine, und wie begeisterungerweckend diese Spielerei, wenn wir nun erfahren, daß diese Beobachtungen wirklich auf dem ganzen Erdboden angestellt werden, und daß aus den daraus zusammengestellten Tafeln ersichtlich wird, daß manche kleine Veränderungen an der Magnetnadel oft auf allen Punkten der Erde gleichzeitig und in gleichem Maße vor sich gehen, daß also ein ma-

gnetisches Gewitter über die ganze Erde geht, daß die ganze Erdoberfläche gleichzeitig gleichsam ein magnetisches Schauern empfindet. Wenn wir, so wie wir für das Licht die Augen haben, auch für die Elektrizität und den aus ihr kommenden Magnetismus ein Sinneswerkzeug hätten, welche große Welt, welche Fülle von unermeßlichen Erscheinungen würde uns da aufgetan sein. Wenn wir aber auch dieses leibliche Auge nicht haben, so haben wir dafür das geistige der Wissenschaft, und dieses lehrt uns, daß die elektrische und magnetische Kraft auf einem ungeheuren Schauplatze wirke, daß sie auf der ganzen Erde und durch den ganzen Himmel verbreitet sei, daß sie alles umfließe und sanft und unablässig verändernd, bildend und lebenerzeugend sich darstelle. Der Blitz ist nur ein ganz kleines Merkmal dieser Kraft, sie selber aber ist ein Großes in der Natur. Weil aber die Wissenschaft nur Körnchen nach Körnchen erringt, nur Beobachtung nach Beobachtung macht, nur aus Einzelnem das Allgemeine zusammenträgt, und weil endlich die Menge der Erscheinungen und das Feld des Gegebenen unendlich groß ist, Gott also die Freude und Glückseligkeit des Forschens unversieglich gemacht hat, wir auch in unseren Werkstätten immer nur das Einzelne darstellen können, nie das Allgemeine, denn dies wäre die Schöpfung: so ist auch die Geschichte des in der Natur Großen in einer immerwährenden Umwandlung der Ansichten über dieses Große bestanden. Da die Menschen in der Kindheit waren, ihr geistiges Auge von der Wissenschaft noch nicht berührt war, wurden sie von dem Nahestehenden und Auffälligen ergriffen und zur Furcht und Bewunderung hingerissen: aber als ihr Sinn geöffnet wurde, da der Blick sich auf den Zusammenhang

zu richten begann, so sanken die einzelnen Erscheinungen immer tiefer, und es erhob sich das Gesetz immer höher, die Wunderbarkeiten hörten auf, das Wunder nahm zu.

So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des Einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Bestehen und zum Entwickeln desselben notwendig ist. Sie sichern den Bestand des einen und dadurch den aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an sich reißt, was sein Wesen braucht, wenn er die Bedingungen des Daseins eines anderen zerstört, so ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß er ein Mensch neben dem andern bestehe und seine menschliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, so fühlen wir uns befriediget, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als Einzelne fühlen, wir

fühlen uns als ganze Menschheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegenteile beschränkend auf sie selber einwirken. Es ist das Gesetz dieser Kräfte, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem andern bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geschwister, der Freunde zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschlusse bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach diese Gegenstände benützt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühle naher und ferner Geschlechter anheimzugeben. Darum sieht der Menschenforscher, wohin er seinen Fuß setzt, überall nur dieses Gesetz allein, weil es das einzige allgemeine, das einzig erhaltende und nie endende ist. Er sieht es ebensogut in der niedersten Hütte, wie in dem höchsten Palaste, er sieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die

Menschheit. Es hat Bewegungen in dem menschlichen Geschlechte gegeben, wodurch den Gemütern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden ist, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Gestalt gewonnen haben. Wenn in diesen Bewegungen das Gesetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar ist, wenn sie von demselben eingeleitet und fortgeführt worden sind, so fühlen wir uns in der ganzen Menschheit erhoben, wir fühlen uns menschlich verallgemeinert, wir empfinden das Erhabene, wie es sich überall in die Seele senkt, wo durch unmeßbar große Kräfte in der Zeit oder im Raume auf ein gestaltvolles, vernunftgemäßes Ganzes zusammengewirkt wird. Wenn aber in diesen Bewegungen das Gesetz des Rechtes und der Sitte nicht ersichtlich ist, wenn sie nach einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken ringen, dann wendet sich der Menschenforscher, wie gewaltig und furchtbar sie auch sein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet sie als ein Kleines, als ein des Menschen Unwürdiges. So groß ist die Gewalt dieses Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich allezeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Ja wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht, als der Teil, weil das Gute größer ist, als der Tod, wir sagen da, wir empfinden das Tragische und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengesetzes emporgehoben. Wenn wir die Menschheit in der Geschichte, wie einen ruhigen Silberstrom, einem großen ewigen Ziele entgegengehen

sehen, so empfinden wir das Erhabene, das vorzugsweise Epische. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken, und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblickes bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesetz, so wie das der Natur das welterhaltende ist, das menschenerhaltende.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächstliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegesmut, dahinzielend, heftige Empfindungen und Leidenschaften gegen feindselige Haufen und Verbindungen auszudrücken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrschaft besungen, inzwischen auch Schönheit und Liebe, so wie Freundschaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erschien ein Überblick über ein Größeres: ganze menschliche Abteilungen und Verhältnisse wurden geordnet, das Recht des Ganzen

vereint mit dem des Teiles, und Großmut gegen den Feind und Unterdrückung seiner Empfindungen und Leidenschaften zum Besten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung schon den Alten als die erste männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumschlingendes Band als ein Wünschenswertes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauscht, die Wissenschaft fördert, ihre Schätze für alle Menschen darlegt und in der Kunst und Religion zu dem einfach Hohen und Himmlischen leitet.

Wie es mit dem Aufwärtssteigen des menschlichen Geschlechtes ist, so ist es auch mit seinem Abwärtssteigen. Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß. Sie gehen nach Einzelnem aus, sie werfen sich mit kurzem Blicke auf das Beschränkte und Unbedeutende, sie setzen das Bedingte über das Allgemeine; dann suchen sie den Genuß und das Sinnliche, sie suchen Befriedigung ihres Hasses und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunst wird das Einseitige geschildert, das nur von einem Standpunkte Gültige, dann das Zerfahrene, Unstimmende, Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende, Aufregende und zuletzt die Unsitte und das Laster, in der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zur üppigen Schwärmerei herab, der Unterschied zwischen Gut und Böse verliert sich, der Einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren wilderen, aber kräftigeren Feindes.



THEODOR DÄUBLER / DIE VIER ELEMENTE

KÜHLE

Wie kindlich der Mond durch die Birken blinkt!
Der Wind! Wie freundlich er mich zu sich winkt:
So komme, komme! Wo du hinfolgst, da ists fern,
Wir sind viele, vieler Wind und haben dich gern.

Ich fürchte mich nicht; doch ich könnte mich verlieren!
Die lieben Lichtperlen wollen mich zieren.
Der Wind legt sich sanft an die Wangen, um den Hals:
Ich lächle, als frohe Stimme freien Widerhalls!

WIND

Noch immer glimmt ein Nachen vor dem Fenster
Geheimer Sehnsucht nach entrückter Welt.
In ihm versammeln sich bei Mond Gespenster
Und spielen traut ein Lied, das mir gefällt,

Das klingt wie weichbewegte Mandolinen;
Da neig ich meinen Kopf in kühlen Wind:
Die Stirne fühlt sich zaubersacht beschienen:
Ich weiß, wie nahe mir die Sterne sind.

In holdem Winde walten gute Hände,
Denn auf den Wangen spür ich weißen Samt.
Und in der Seele stürzen alte Wände:
Ich weiß, woher so süßes Tönen stammt!

Ich war einmal ein see-erfahrner Lander
Und kam in einen Garten heimlich heim.
Mein Seufzen trug die Luft durch Oleander;
Wie wunderbar: ein Lächeln war der Reim.

BESINNUNG

Das Meer vergnügt sich oft in kleinen Silber-
scherzen,
Ein lauer Hauch beschenkt sein Blau mit Zitter-
herzen:
O wenn es riffauf wie von Freundesgläsern klingt,
Weil man in seiner Freude zueinander trinkt!

Die Flut erwogt aus ihrem Schoß die vollsten
Brüste:
Ein Sonnenkopf darauf, als ob er schlummern
müßte!
O goldnes Kind, auf deinem Pfühl mit Spitzen-
schaum,
Dich holt ich schon zu mir in manchem holden
Traum!

FLUT

Die tollen Wellen sind verspielt in tiefes Walten:
Der Fische Schwärmen silbert stummes Sterngebot.
Mein Traum von Thunfischen ist muntres Unter-
halten:
Der Segler Reigen kommt als weißbeschwingter Tod!

Gewitter drohen durch das allerblauste Träumen.
Dort unten grollen große Wolken goldumrankt.
O holdes Staunen, unter steilerhobnem Schäumen:
Wie bodenlos mein Dortsein im Gewoge schwankt.

Ich kann im Blut die Flut und ihr Bestürmen
finden.
Wie nah Geträume tobt. Doch mich erreicht es nie!
Ich sehne mich nach Seglertum in freien Winden!
Entkommt mir Wünsche, denen Zufall Gunst ver-
lieh.

Das Wesen faßt in sich Entfluten zu den Sternen.
Der Atem folgt zu schwer: es unterliegt das Ich.
Der Sang der Liebe kreist zu unerhörten Fernen:
Ich weiß bestimmt, wie ich schon einst vor mir
verblich.

SUCHEN

Wie kann ich, sturmbeschäumt, den Fels in mir
ergreifen?
Nun gilts, den Leib in sein erwirktes Reich zu
schleifen:
Die Erde ist das festgewollte erste Ziel,
Dem unser Wesen — unbedacht — zu tief verfiel.

Von hier aus können wir die Zwecke frei er-
sinnen;
Den ersten Stern zur Weltvollendung selbst begin-
nen:
Froh sende jedes Herz einen Verzückungsstrahl:
Verkündet Sternen einen Stern aus eigner Wahl!

BODEN

O wunderbarer Ruhestern, durch unsre Herzen,
Geliebte Erde, die wir schlummerzu gewiegt,
Du kannst in nahe Wesen Friedensfernen merzen:
An stummes Träumen, schon vor unserm Tod, ge-
schmiegt.

Erhalte mich, als urgefundne Grabesstätte!
Durch Tod auf Tod, wird Ruhe endlich eingesetzt:
Du Heimatstern, hold eingekernt zu meinem Bette,
Das Ich entzückt sich dir, erblitzt den Ursprung:
„Jetzt!“

Dafür muß ich die Erde durch den Himmel tragen!
Doch darf ich sterben: harte Erde, habe Dank!
Durch Todestore mußt du dich zum Frieden fragen:
Er ist! Vermute ihn in finsterm Tiefengang.

O stille Erde, Abgrund urerregter Sonnen,
Du bist für mich ein mütterliches, gutes Grab;
Ich hab den Weg zur eignen Ruhe fern begonnen:
Mich führt der Leib: den mir die Erde freundlich gab.

AUFFORDERUNG

Dein Schweigen, Mensch, muß in den Himmel steigen,
Erstummtes Blut um Sterne sich verzweigen;
Geheimes Lodern übersprüht den Raum:
Beharr als Ursprung, doch verlier den Saum.

Erholt im Tod, vernebelt dir das Reden,
Doch zückst du keinen Blitz zu grellen Fehden:
Still überzüngle dich ureigne Glut,
Wie Bäume bei den Gräbern leicht und gut.

FLAMME

Du siehst die Sonne hinter Wäldern sinken;
Der Tag zerbrennt dir im Geruch von Harz.
Dein Wesen freut der Wipfel kleines Winken:
Das grünste Glühen funkelt starr und schwarz.

Wer könnte keine finstern Brände ahnen,
Wenn er vereinsamt zwischen Bäumen schleicht?
Nun schrecken mich die letzten roten Fahnen,
Bis unser Herz der erste Stern erreicht.

Den Wald und mich! Da wir vor Gott verstummten.
Kein Stimmlein fordert dich zum Wachsein auf:
Doch Frommheiten, die sich als Baum vermummten,
Vertret ich, wenn ich mich im Wald verlauf.

Das da sind Mönche, die zum Monde glühen.
Ihr Schreck hat sie vor das Gestirn gebannt.
Wie sie, von Schatten schwer, sich weiter mühen!
— — Nun hab ich Glut und Flut im Blut bekannt.



AUS DER „MESSIADE" VON HETTA MAYR

Über dem barhäuptigen Sebaldus war der Nachthimmel aufgelöst in Wolkenmassen, und sie flogen in Einer Richtung und Eile. Dunst ließ sie nicht zaudern, Klarheit trieb sie nicht an, kein Wölkchen kannte seine Stätte, der Himmel wanderte davon.

Sibylle gewahrte des Sebaldus Angesicht, daß es flach unter dem Himmel lag.

Sie stieß der Seele Versagen zwischen ihm und der Hilfe hinweg und flog hinter Sebaldus her, ihm im Rücken ihre Arme breitend, und sprach verheißend in sein Ohr: Das ist nicht Ende, Sebaldus, glaube mir, es ist der Anfang. Die droben sich auflösende Feste ist die alte Nebelmasse nicht mehr, von deren Wundern du mir einst die Mechanik wiesest, nun hat sich aufgemacht das Wunder Selbst, das allem Schaden abgewendet sich vollzieht. Es hat sich zu bunten Bildern verdichtet, und wo ein Spektrum ist, da ist auch eine Sonne unterwegs. Nichts

verweist uns in uns selbst zurück, es weist dahinter, auf Gott weist jeder irdische Finger.

Er antwortete nicht mehr, da fielen ihr die zum Schutz bewegten Arme nieder, und ihr Gesicht entfernte sich von seinem Ohr. Sie blieb auf dem gefrorenen Fluß zurück, auf dessen Fläche er dahineilte, und sie war wie ein Schneedach in fremder Glut, das die Tropfen dem Fall nicht mehr enthalten kann. Denn von allen Stützen entwich des Sebaldus Leben und ergab sich der Schwere und war nur noch ein einziges Fallen. Und wie auch der Himmel sich in alle Weiten zerteilte, begann das Davongehn auch in ihr. Sie hörte auf, Namen zu haben, und ward eingeschlürft vom Davongehn, von nicht denkender, nicht wollender Notwendigkeit des Davongehns, da war nur noch das Geschehen des Gehenmüssens, das älter war, wie alles, was noch Frage stellt. Das Schreiten ging allem Dasein vorher, und als das Leben sich begab, ging es schon mittendurch und ist ihm schon vorüber, eh es sich gewahr wird; es geht vorüber allem, was die Seele verlangt, und läßt zuletzt auch die Entbehrung hinter sich; es schreitet fort, wenn die Wege aufgehört haben, es beschreitet nicht, es schreitet bloß.

Nicht gewohnt, zügellos zu vergehn, beschwört die vom Dahingehn Ergriffene eine Erscheinung aus der Auflösung empor, sich Selbst, einst Sibylle. Die Erscheinung Sibylle blickt hinter sich, wo ihr Schauplatz liegt wie verlassener Sand, und sieht sich im Sand einherwehn, in Flüchtigkeit gefangen wie keine Erscheinung außer ihr, überall davongewendet, ihre Liebe wie eine Witwe am Sandhügel lassend, entledigt jeder Bürde, des Menschlichen im Krampf, der allzu feste Glieder abdreht, sich begebend, schreiend vor Schmerz und ohne Wissen, aus welcher

Mitte sie gestachelt wurde. Sie mußte den Willen Gottes tun, den keine Mühle wählt, und sie drehte sich in Gottes Wind mit geschleuderten Flügeln um und um. Denn Gott fordert nicht den Teil des Menschen, der das Gute tut, er fordert den Menschen.

Die von der Auflösung ergriffen war, trennte sich auseinander wie Falten im Stoff, und ihr Davongehn war der durchgezogene Faden. Bilder tauchten auf und schienen regellos, und doch war darin das Gesetz eines Schritts: bewegend stieß er die Erscheinungen nach allen Seiten. Oder lenkten sie ihn: das Sein war unprüfbar, verschiebbar, nirgends und an allen Orten zugleich, und wo es sich dem ersten Blick abschloß, begann es dem zweiten. Was zu Einfachheit sich schlichtete, zerfiel gleichzeitig — dieselben Wegmerkmale waren Zeugen — in immer endlichere Teilchen.

Während das Davongehn sie mit sich nahm, streckte Sibylle ihre Hände hemmend gegen die Erscheinungen im Sandmal aus, doch es drängten von den verlassenen Orten her die Bilder der Auflösung nach. Aber was sie hinabstoßen wollte, daran klammerte sie sich hinauf, bis sie es unter sich gebracht hatte, und bekam die Feste des Himmels zu fassen.

Denn gerade der Fluß des eigenen bekannten Wesens in andere Wesen hinein wurde der Zusammenschluß der unendlich überlegenen Wesenheit. Was entwurzelte, hob nun in die Luft und band in höchste Gemeinschaft. Die zerbrechenden Grenzen befreiten das Sein, in dessen Bereitschaften die gestückte Welt nur der aushebende Stoß gewesen war.

Es erfuhr die Sibylle in rasender Verzückung: im Ich ist Saatkorn und Ernte die Welt, und was dazwischen war und wird, weiß das Ich, denn der Dinge Natur ist in ihm. Kann sich die Goldstraße

zum Gold auf den Weg machen, oder kann das Höchste Wesen beschließen, was Ihm schon im Schoß wirkt?

Sie war auf dem Fluß weit zurückgeblieben, und ihres Leibs Gehäuse ging aus den Fugen. Eben wendete Sebaldus den Blick nach ihr und winkte, und vor seinem staunenden Gesicht hob sie sich in die Luft mit einem Angesicht, das nicht ihres war, das einem Sitze glich, darin fremde Regenten Platz genommen haben. Das Sein wiederholte im Bruchteil, der Sibylle war, sein Werk, und als Ureigenes geschah in ihr das Weltraumgesetz, das sie in sich erkannte, als riefe sie sich beim Namen.

Nach Stunden oder Minuten — Sibylle wußte es nicht — ließen die Gewalten sie fallen, und Sibylle blieb übrig.

Da erschaute sie gegen den Horizont aufgerichtet ein dunkeles Kreuz. Es war des Sebaldus Gestalt, einem Schatten gleich und riesengroß, mit ausgebreiteten Armen am Ende der Bahn. Vor ihm war das Wasser offen, und über ihm schlug die Mitternacht mit Glocken an den Himmel. Neugeburt stand am Himmel.

Als die Nacht zurückgesunken war, war auch der dunkele Kreuzesschatten versenkt, und eng in ihren Mantel gewickelt ragte die Sibylle unter dem Himmel allein.

* * *

Wo bist du, Land der Gegenwart, daran Anteil der begehrt, der nicht Eigentum hat im Leben, der nicht Dach und Fach haben wird im Grab, da er vom Volk der Ausgestoßenen ist?

Lange suchten wir dich, als seiest du Drüben, wir Hüben.

Nun haben wir dich anders erfahren.

Nicht entscheidend abgelöst vom Dann ist das Jetzt, Leben und Tod wurden uns hebende, senkende Bewegungen immer weiterlaufenden Geschehns, gespeist von gleichem Material, mit gleichem Werkfeld, die Gesetze der Auflösung in die des Aufbaus stimmend, und wissen wir vom Schoß der Senkung so wenig wie wir den Kamm der Hebung kennen, darin wir jetzund stehn, so erfahren wir doch das beständige Hinüberspiel an allen Bildern der Natur, erleben es im großen Brennspiegel des Geschehens, der Seele. In Teilen des Lebens und Teilen des Todes schlingt die Schöpfung sich umeinander, da ist kein Ganzes, Leben genannt, und kein Gerundetes, geheißen Tod, sich wie Längsbahnen gleichend stehen sie beide unter Beziehungen zur Umwelt, ringen sie in Verhältnismäßigkeiten, führen sie ihre Embleme als Staaten, die langsam auseinander sich entwickelt haben. Ruhe ist im Tode nicht, Ende ist dort nicht, oder dort seien sie zu finden, wo auch hier danach zu suchen wir nicht ablassen. Wo die Qual des Tods, wo seine Erlösung sei, hat der Glaube der Völker in gewaltigen Phantasien aus den Erfahrungen des Lebens abgeleitet, und mit dem fortschreitenden Leben verwickelte er das Todesgefühl. Ausblick auf Ende ist dort nicht denen, die es suchen. Laßt das Hoffen.

Wo aber ist das Land der Lebendigen, daran Anteil der begehrt, der nicht Stelle hatte im Leben, der Dach und Fach im Grab nicht finden wird, da er von den Auserwählten Einer ist?

Was hat aus des Lebens geglätteter Bahn geworfen, was wird aus den Gemeinplätzen des Tods in die Vereinsamung ziehen, bist Du es, Ort?

Der Du nicht bist Dann und Dort, der Du bist

im Jetzt und Immer, herstoßend unter den Längsbahnen als die Quere, Deinen Anteil herausreißend aus den Abläufen, bis in Wendungen Du verflüchtigt bist, Dort wirst du nicht mangeln, so du gewonnen warst Hier, Dann wird Keiner dir entrinnen, dem Jetzt deine Luft die Wangen entflammt hat. Keiner ist hier am Ort, dem nicht Zuckungen des widerstrebenden Leibs das Gerüst in andere Schiebungen hineinzerren, und wechselt endlich die gequälte Form, den Ort der Verwandlungen kann sie auch dann nicht verlassen.

Bietet nirgends Ruhe solch furchtbare Heimat?

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wer dahin gelangt, wird mehrfach gelangen zu Qual und Verderben, aber mag ich leiden in des Vaters Arm, eh ich Siedler sei im Exil.

* * *

Aus den Fittichen der Nachtvögel, darin verlorene Seelen ihre Zuflucht suchen, lösen entzückt sich die Seelen, sobald der Fittich sich lüftet — und wessen Vogels Fittich sollte nimmer sich entrollen, da des Lebens Gesetz in der Nacht wirkt wie am Tage, in der Nacht gleich wie am Tage zu wirken die Gnade hat, den Beweis erbringend gegen die Verkenner der Düsternis.

Aber oh der Seele, die deshalb nimmer entkommt, weil beim Entrollen des Fittichs sie selbst sich entrollt, trunkener Vogel sie selbst, mit dem Aufgebot aller Schleppkraft aus der Nacht rudernd und sich selber mitschleppend, das Nachtgesicht in die weißen Häfen mitschleppend.

Wo wäre für die Seele ein Freiplatz, der, wenn sie ihn einnimmt, Ihr Selbst nicht mit hereinnähme?

Wird bei IHM der Glücksfund sein, darf man hoffen?

Bei IHM nicht. Freigabe ist mitnichten der Tod, da die Seele tiefer nur in sich selbst zurückschlägt, wie sich Hände übers Gesicht legen, um die Erschütterungen zuzudecken. Dahin das Selbst gelangt wie der Fall zur Erdmitte. Da das Selbst sich anrührt wie das Gesicht den Spiegel, darin nun erst die begangenen Wege zu laufen beginnen, autonom geworden, in einer Selbstbewegung, die die Läuferin enteignet.

Entlassen aus ihren Einkreisungen niemals die begangenen Taten meine Seele?

Ist Hinter Ihm — Hoffnung?

Wie ein Trödler auf die volle Bude, so wird der Tag, der hinter der Nachtwache sich aufhebt, auf die Seele sich stürzen und mit ihrem Gehänge die neuen Wohnungen richten. Denn nimmer wird die Frucht eine andere sein als ihr Fleisch.

Du also, du Meine, dem Bösen anheimgegeben in der Hölle, der du dennoch nimmer hättest zufallen müssen, der Ort sei denn aus früher nicht aufgebotenen Gewalten deines Selbst endlich herausgeschürft, wer, Verletzte, heilet dich, wenn nirgends Ende gesetzt ist, wenn überall nur Entfaltung lauert? Denn das Mal, das dir hier schon die Gestalt schändet, wird dort Organ, auf dem neue Mäler ansetzen. Noch aufrecht bist du, Seele, solches erwartend?

Aber bist du es allein, die Richtung hat, in dir selber fortlaufend, schnitt und krümmte und schlug dich niemals das Andere, selbst Richtung, fortlaufend wie du, so es nicht geschnitten und gekrümmt und geschlagen ward durch dich? Offenbar ist jedes Ding in der Welt gleich jedem Ding und kein Ende ist dem Gleichförmigen; aber wird nicht je-

des Ding, so es das gleiche Ding trifft, ein unerhört Anderes? Wie Feuer aus dem Schlag zweier Steine, so entsteht Element aus Stoff, wenn nur der Stoff den Stoff trifft und Anrühren ist Schöpfung, und rühre denn nichts, sie zerschlagend, die Ewigkeit meiner Seele an? Welches Ereignis wird gegen den Fall meiner Seele prallen, daß sie der eigenen Bahn entstürze wie einer Haut, die zurückbleibt und in anderer Richtung fahre? Wo wäre deine Überraschung, Seele?

So du zur Hölle fuhrst, Ich frage dich: wessen ist das Himmelreich?

Du sprichst: Ich bin der Erkenntnis ausgeliefert, mit Erfahrung überschwert. O meine Belastete, selig gepriesen ist das Nichterleben, das Gegenwärtige ohne Es Wird und War, es wiegen in der Glorie die Taten ohne Umblick, die abgeschleuderten Gedanken, tauchend wie geschaute Bilder, wie regenbogenfarbene Spiele, in die Wolken gesetzt als Bundesgewißheit.

Welch eine Kreuzung, wie wird uns sein, meine Seele! Da die Abgemühte Mühsal wird, dem Schöpfer auf die Schultern gelegt und Er ermißt nicht zu welchen Werken!

Die ich von mir erretten wollte, dich wecke ich und lade und locke: Nun ich nicht mehr Richtung, durchschneide, die ich Richtung sein werde und das Senkblei in des Vaters Schoße bin. Nicht mehr Wissende, ich bin gewußt. Nicht Schmerzen muß ich fortan tragen, ich werde sein selbst der Schmerz in der Brust meines Geliebten. Nimmer jage nach Zuflucht fort und fort meine Seele: ICH bin deine Freistatt, und es fließen meine Milchstraßen.



Frans Masereel: Holzschnitt zu Vermeylens „Ewigen Juden“.

STEFAN ZWEIG /

DREI LANDSCHAFTEN

ALPENGLÜHEN AM ZÜRICHSEE

Wer rief dies Bild, das plötzlich in den Rahmen
Des Fensters mit dem goldnen Winde glitt?
Still rufts mich an. Und schon weiß ich den Namen:
Es ist der Herbst und meint auch Abschied mit.

Die Berge, die tagsüber Himmel waren,
Wie glühn sie nah im abgeteilten Licht!
Oh hier wie immer fühlt man: in dem Klaren
Ist schon ein Teil Vergängnis und Verzicht,

Und fühlt, es wäre gut, noch einmal leiser
Als sonst den Vesperweg talab zu gehn,
Eh sich die Abende im Herbst verfrühen,

Und vor den Sternen noch aus all den Häusern,
Die westwärts Feuer aus den Fenstern sprühen,
Sich Sommersonne in das Herz zu sehn.

TAJ MAHAL

(Grabdenkmal Muntaz Mahals in Delhi)

Im Wasser, wo klarspiegelnd und genau
Die weißen Formen sich im Bild verkleinern,
Scheint er ein Spielzeug. Zart und elfenbeinern,
Wie unter mattem Glas liegt er zur Schau
(Man hatte beinah Furcht, ihn zu zerbrechen).

Und dann ein Blick: Und sieh, es ist ein Bau!
Aufragend, blendend, makellos und steinern
Steigt er empor, löst blinkend seine Flächen
Vom Blättergrün und steigt in immer reinern
Bewegungen empor ins blanke Blau.

Auf, auf ins Licht, und blüht ins Sonnenfunkeln,
Als atmeten aus seiner Brust noch jene
Vergangnen Herzen in der kühlen Krypte
(Der große Fürst und die geliebte Frau).

Doch abends scheint er Traum. Wie eine Träne,
Die marmorn wurde, glänzt er in das Dunkel
Den Schmerz um die entschwundene Geliebte.

SCHÖNER MORGEN

(Bozner Berge)

Wie ich doch den Hauch der Frühe
Selig an den Lippen fühle!
Von den Wiesen weht der kühle
Duft mit Blumen an den Mund.

Berge reißen sich die schweren
Hüllen nieder, morgenhelle
Bäche spiegeln in der Welle
Einen Himmel klar wie sie.

Noch ist Sonne nicht im Tale,
Doch schon ahnt man ihre Nähe.
Wie ich in die Ferne spähe,
Blitzt ihr Blick schon auf dem Grat,

Über die noch stummen Weiten
Wirft sie leuchtend ihre Lanze.
Blut entflammt sich. Rings die ganze
Landschaft glüht in einem Brand.

Eine Kirche fühlt das Feuer
Auf dem Dache. Ihre Glocken
Werden glühend und frohlocken,
Und mein Herz klingt auf mit ihr.



CHARLES-LOUIS PHILIPPE / DIE KARUSSELLPFERDE

I

FÜR einen kurzen Augenblick kam seine Mutter zu ihm. Sie berührte ihn an der Schulter, er drehte sich um; es war nur sie! Mit einem Seitenblick hatte sie die Holzpferde gestreift. Es ist ungewiß, ob sie sie gesehen hatte, vielleicht hatte sie nur eine Schar Pferde aus Holz bemerkt, deren Durcheinander, in einer großen Kreisbewegung fortgerissen, sich mit schreienden Farben um etwas Lustiges drehte, das weder zu ihrem Alter, noch zu ihrer Stellung paßte. Sie beugte sich über das Kind, sie sagte ihm alles, was sie wußte:

„Schau, mein Kleiner, schau nur gut hin, sie sind aus Holz."

Er antwortete nicht. Es war nicht wahr, daß die Holzpferde aus Holz waren. Die Holzpferde waren rot, sie waren grün und waren gelb. Sie glichen nicht den Pferden aus Holz, mit denen die Kinder spielen und die sie dann gleichgültig wo in einer Ecke liegen lassen. Sie waren schöner als die Pferde, die man kennt, sie hatten den richtigen Wuchs, wie ihn die andern haben müßten, damit man auf ihrem Rücken reiten könne. Charles Blanchard war sieben Jahre alt, er war an einem sehr merkwürdigen Punkt in seinem Leben angekommen. Vielleicht glaubte er es nicht, aber er bildete es sich gerne ein, daß die Karussellpferde Tiere aus einem andern Land seien, die man zusammengebracht habe und die eines hinter dem andern herliefen, um eine schöne Reitbahn, einen schönen goldenen Palast im Kreis herumzudrehen.

Ein Verzicht war nicht einmal nötig. Den Armen ist Gottes Gnade widerfahren.

Ihm wurde die Überraschung zuteil, auf die man stoßen muß, wenn man merkt, wie einfach die Wahrheit ist. Auf den ersten Schlag war sein Herz für sie geschaffen. Als sie sich da niederließ, brauchte sie keine großen Verwandlungen mit sich zu führen. Ganz von selber bildeten sich eine Menge Gefühle um sie herum.

Das Karussell war wirklich zu schön für Charles Blanchard. Es enthielt alle Dinge, die bei ihm zu Hause nicht zu sehen waren. Am Morgen hatte das Kind nur die Pferde bemerkt. Es enthielt noch andere Dinge. Man sah Spiegel, Wimpel, Behänge, künstliche Blumen und Fransen. Alle Farben waren leuchtend, es wäre schwierig gewesen, anzugeben, ob das Karussell rot oder golden sei. Die Orgel ließ an Klaviere denken.

Das Kind hatte einmal durch das offene Fenster in den Salon der Frau Léon Bonnet gesehen, die eine sehr reiche Frau war. Eine Stehlampe war darin und doppelte Seidenvorhänge. Das Karussell erinnerte an diesen Salon. Das Karussell war Palästen vergleichbar, es war den Salons vergleichbar, die man nur durch das Fenster sieht. Charles Blanchard hatte nie einen Fuß hineingesetzt, er hätte nie gewagt, einen Fuß hineinzusetzen. Er wußte, daß er nicht dafür geschaffen war, ihre Schwelle zu überschreiten.

Hier ist etwas Merkwürdiges hinzuzufügen. Wenn ihm in diesem Augenblick jemand einen Sou gegeben hätte, so hätte Charles Blanchard nicht geglaubt, das Nötige zu besitzen, um auf den Holzpferden reiten zu dürfen.

Da sie nun einmal da waren, so kam er natürlich zu ihnen zurück. Die Kinder können nicht umhin, alles Vorhandene sich anzusehen. Vielleicht ging er langsamer als am Morgen. Gleichviel! Er ging trotzdem. Es gab ein Karussell in der Stadt. Charles Blanchard war erschaffen und in die Welt gesetzt, um es zu betrachten.

Er fand übrigens sofort, daß er bis jetzt sehr kühn gewesen war. Er hatte die Karussellpferde ein wenig als sein Eigentum angesehen. Eine ganze Runde lang war er neben einem großen roten Pferd, das ihm das liebste war, nebenher gelaufen, und er hatte es am Fuß berührt. Und zwischen zwei Runden, wenn es genug Leute gibt, die heruntersteigen, um denen, die hinauf wollen, möglichst im Wege zu sein, hatte er sich unter die Menge derer gemischt, die das Recht haben, auf das Karussell zuzugehen.

II

Er war sieben Jahre alt, er war an einem sehr merkwürdigen Punkt in seinem Leben angekommen. Vielleicht glaubte er es nicht, aber er bildete es sich gerne ein, das Karussell sei ein großes, lebendiges Geschöpf mit sechs Spiegeln in der Mitte, und um seine sechs Spiegel drehe es Tiere im Kreise herum. Es handelte sich für ihn schwerlich um ein Vergnügen. Hier war etwas in Erfahrung zu bringen, hier war einem Rätsel der Natur auf die Sprünge zu kommen. Er betrachtete die Leute, sie waren zu zweien, zu dreien, in Familien, in Massen, jedes Pferd trug seinen Reiter. Es handelte sich um eine Sache, deren Beachtung die Mühe lohnte. Von den Männern, Frauen und Kindern sprach niemand ein Wort, jeder schloß ein wenig die Augen, jeder hatte den Zügel seines Reittieres ergriffen; und mit ernster Miene, mit geradezu beflissener Miene, denn durchaus so geschieht es in den Dörfern, ergaben sie sich einem Glück voller Musik. Sie schienen ganz und gar von einem Geheimnis besessen, dessen Enthüllung niemals bis zu Charles Blanchard dringen könnte. Eine Runde dauerte drei Minuten. Nach drei Minuten stieg alles herunter. Einige waren dabei, die dann ihr Taschentuch herauszogen und sich über die Lippen fuhren, wie wenn man mit vollem Mund gegessen hat.

Daß er an ihrer Stelle hätte sein können, kam ihm keinen Augenblick in den Sinn. Er beneidete sie nicht. Es ist sogar etwas Merkwürdiges dazu zu sagen: Vielleicht hatte er keine Vorstellung mehr davon, daß er mit einem Sou in der Hand das Nötige besessen hätte, um eine Runde auf dem Karussell machen zu können. Aufmerksam schaute er hin. Er bemerkte Kinder, mit denen er gespielt hatte.

Niemals hatte er sie so gut gesehen. Sie waren nicht seinesgleichen, wie er geglaubt hatte. Ihre Anzüge waren schön, ihre Hände, ihr Kopf, ihre Bewegungen, alles zeigte ihm, daß er sich bislang über sie getäuscht hatte. Sie nahmen sich mit den Karussellpferden Freiheiten heraus, daß man denken konnte, sie wären an ihren Umgang gewöhnt. Manchmal setzten sie sich verkehrt, und das Gesicht nach dem Hinterteil ihres Pferdes gewendet, waren sie geschickt und lustig und benahmen sich dem Vergnügen gegenüber, als wenn sie seine Vertrauten gewesen wären. Manchmal setzten sie sich wie die Frauen. Sie hätten fallen können, aber sie fielen nicht; überall und in allen Stellungen war es ihnen wohl, sie schienen geschaffen, um auf den Karussellpferden zu reiten. Er betrachtete ihr Gesicht. Ihre Augen waren nicht wie seine gebildet, ihre Wangen waren zarter, ihre Nase fein, er konnte den Blick nicht von ihnen wenden. Ihr Kopf stand aufrecht über ihren Schultern; wenn sie einem einen Blick zuwarfen, so geschah es ein wenig von oben herab. Im Glück waren sie gewichtig und einfach, sie glichen den Reichen, die man nur im Wagen sieht, ein Wort von ihnen wäre für einen eine Quelle des Stolzes geworden. Sie waren die Herren, sie waren die Krieger, sie hätten die sein können, die uns befehlen. Sie sahen nach Adel aus.

Aus den Varianten zu „Charles Blanchard“.
Übertragen von Friedrich Burschell.



MARTIN BUBER / ZWEI GESCHICHTEN VON DEM GROSSEN MAGGID

Rabbi Baer (starb 1771), „der große Maggid" (Maggid = Prediger) genannt, war der bedeutendste unter den Schülern des Baalschem und der führende Denker des Chassidismus.

Das Versagen

ES wird erzählt: Einst setzte der Maggid die gesammelte Kraft seines Wesens ein, daß die Erlösung komme. Da fragte es vom Himmel: „Wer ist es, der die Stunde bedrängt, und was bedünkt er sich?" Der Maggid antwortete: „Ich bin der Führer des Geschlechts, und es liegt mir ob, mich einzusetzen." Wieder fragte es: „Wie weisest du dich aus?" „Meine heilige Gemeinde", antwortete der Maggid, „wird aufstehn, für mich zu zeugen". „Sie stehe auf", rief die Stimme. Da ging Rabbi Baer und sprach zur Schar der Jünger: „Ist es wahr, daß ich der Führer des Geschlechts bin?" Aber alle schwiegen. Er wiederholte seine Frage, und noch einmal, und keiner sagte: Es ist wahr. Erst als er sie verlassen hatte, lösten sich ihnen Zunge und Sinn in einem, und sie erschraken über sich.

Lehre

Einst saß der Rishiner Rabbi am Vorabend des Schebuoth, des Festes der Offenbarung, an seinem Tisch und sprach nicht wie sonst in dieser Stunde zu seinen Schülern Worte der Lehre, sondern

schwieg und weinte. Und so auch am zweiten Abend des Festes; nach dem Tischsegen aber sprach er:

„Manches Mal, wenn mein Urahn, der heilige Maggid, an seinem Tisch gelehrt hatte, und die Schüler heimgingen, unterredeten sie sich über die Worte ihres Lehrers, und jeder führte sie anders an, und jeder meinte sie so und nicht anders gehört zu haben, und Rede stand der Rede gegenüber; auch gab es keine Entscheidung, denn kamen sie zum Maggid und befragten ihn, so pflegte er nur den überlieferten Spruch zu wiederholen: ‚Diese und diese sind Worte des lebendigen Gottes.' Aber wenn die Schüler sich besannen, verstanden sie den Sinn des Widerspiels. Denn an ihrem Quell ist die Thora eine; in den Welten hat sie siebzigfältiges Antlitz. Schaut einer aber eins ihrer Antlitze wahrhaft an, da bedarf es keiner Worte und keiner Lehre mehr, denn die Züge des ewigen Angesichts reden zu ihm."

HUGO VON HOFMANNSTHAL / EIN KNABE

I

Lang kannte er die Muscheln nicht für schön:
Er war zu sehr aus einer Welt mit ihnen,
Der Duft der Hyazinthen war ihm nichts
Und nichts das Spiegelbild der eigenen Mienen.

Doch alle seine Tage waren so
Geöffnet wie ein leierförmig Tal,
Darin er Herr zugleich und Knecht zugleich
Des weißen Lebens war und ohne Wahl.

Wie einer, der noch tut, was ihm nicht ziemt,
Doch nicht für lange, ging er auf den Wegen:
Der Heimkehr und unendlichem Gespräch
Hob seine Seele ruhig sich entgegen.

II

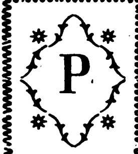
Eh er gebändigt war für sein Geschick,
Trank er viel Flut, die bitter war und schwer.
Dann richtete er sonderbar sich auf
Und stand am Ufer seltsam leicht und leer.

Zu seinen Füßen rollten Muscheln hin,
Und Hyazinthen hatte er im Haar,
Und ihre Schönheit wußte er, und auch,
Daß dies der Trost des schönen Lebens war.

Doch mit unsicherm Lächeln ließ er sie
Bald wieder fallen, denn ein großer Blick
Auf diese schönen Kerker zeigte ihm
Das eigne unbegreifliche Geschick.



FRANZ DORNSEIFF / PINDAR



INDAR ist der letzte und größte Meister der altgriechischen Chorlyrik. Er lebte von 522 (oder 518) bis um 455 v. Chr. und entstammte einem adeligen Geschlecht in Theben. Seine dichterische und musikalische Ausbildung erhielt er zum Teil in Athen. Er trat früh in enge Beziehungen zu der Priesterschaft in Delphi und erwarb bald den Ruhm eines bedeutenden kultischen Dich-

ters. Eine Reihe von Festgedichten seiner ersten Zeit ist für die reichen Reeder auf der Insel Aigina verfaßt, andere für Wettspielsieger aus Thessalien, Orchomenos, Athen, Theben. Die Höhe seines Lebens bedeutete eine Reise nach Sizilien 476, wo er als berühmter Chordichter den Glanz der Tyrannenhöfe von Akragas und Syrakus erhöhen sollte. Zurückgekehrt, ist er gegenüber seinen Rivalen Simonides und Bakchylides unbestritten der Erste und bekommt u. a. Aufträge auch von den Fürsten von Kyrene in Nordafrika und von der Insel Rhodos. Die Stimmung seines Alters wurde getrübt durch das Heraufkommen der attischen Demokratie, die eine ältere Welt ablöste, in der er lebte.

Die Nachwelt hat über Pindar meist falsche Vorurteile gehegt. Das zäheste ist dies: Horaz hat einmal das ihm gestellte Ansinnen, pindarisch zu dichten, mit leiser Selbstironie zurückgewiesen und Pindar in einem berühmten Gedicht mit einem reißenden Bergstrom verglichen und mit einem wilden Schwan, der sich in die höchsten Lüfte schwingt. Er dagegen will sich mit der Rolle der emsigen Biene bescheiden. Unter dem Eindruck dieses Gedichtes von Horaz haben sich die modernen Odendichter seit Trissino, Ronsard und Klopstock einen mißverstandenen Pindar der absichtlichen Dunkelheiten und wilden Begeisterung zum Muster genommen. Und weil man den Odenton hereinbrachte, sind auch die meisten bisherigen Übersetzungen „im Versmaß des Originals“ so absonderlich geraten. Denn in Wirklichkeit haben reifarchaische Festlieder für vornehme Sportsieger des 5. Jahrhunderts v. Chr. wenig zu tun mit den gebildeten Verzückungen der modernen belesenen Odendichter.

Um diese frühen einfachen Töne vernehmen zu

können, müssen wir heute sehr viel auszuschalten und zu vergessen suchen, was unsere Begriffe von Lyrik bestimmt: Buchdichtung, alles Psalmistische, den starken Zug zur Ferne und zum Unendlichen und die Dichtung als Bekenntnis und Monolog eines Einsamen, der mehr sieht, hört, ahnt als die anderen. Der griechische Dichter dieser Frühzeit ist Sager und Sprecher dessen, was alle fühlen.

Damit Pindar deutlich wird, möchte ich einmal fragen: Was würde fehlen im Bild des Griechentums, genauer, dem des 5. Jahrhunderts, wenn Pindar nicht da wäre? Nun, die archaische griechische Kunst wäre ohne Zunge. Er deutet uns die Tempel und die Plastiken von Delphi, Olympia, Aigina, wie uns die Sequenzen, Liturgien und Specula des Mittelalters für die Kathedralen helfen. Er ist die beste Erläuterung für die griechischen Tempel, diese für eine sakrale Baukunst — man denke nur einen Augenblick an einen Dom oder eine indische Grotte — so seltsam unmetaphysisch, innenraumlos, körperhaft gebliebenen Monumente. Er war der anerkannte Dichter, der die Chöre für die Prozessionen und Kulttänze schrieb. Seine Gesänge zeigen dieselbe dorische Quaderhaftigkeit und harte Fügung des Baues und Farbenfreudigkeit der frühen Ornamentierung wie die Tempelarchitekturen, und das gleiche echtgriechische Bleiben beim Körper, bei Bild und Leib. Das tritt in dieser odischen Lyrik, die in modernen Literaturen Klopstock, Hölderlin, Victor Hugo, d'Annunzio als Gattungsanalogien hat, besonders deutlich hervor. Auch mancher gleichzeitige Bildhauer geht in Haar- und Gewandbehandlung mit ebenso steifer Zierlichkeit zu Werke wie die Chorlyriker beim emsigen Ausschmücken der Einzelheiten.

Und noch für etwas anderes intern Griechisches ist Pindar aufschlußreicher als das Epos und die Tragödie. Die gymnastisch durchgebildeten jungen Leiber der Knaben und Männer, die dort in den Wettspielen rangen und liefen, haben die archaischen Bildhauer festgehalten. Der Idolino, der Diadumenos, der delphische Wagenlenker, der Münchener Knabe mit der Siegerbinde sind Reste aus dieser Welt, Wunder von Reinheit und leiser knospenhafter oder triumphierender Schönheit. Wir wissen aus anderen Quellen, daß die Liebe zwischen Mann und Jüngling bei den dorischen und dorisierenden Vornehmen durchaus legitim war, auf Kreta ging das bis zum in festen Formen zu verübenden Knabenraub, dem eine in den Bergen verbrachte Zeitehe folgte. Das Verhältnis zur Frau blieb ungeistig bis Euripides, auch später haben die Griechen wenig gesagt, was der Minne sich nähert. Erst der Römer Catull verfügt über ähnliche Töne, die römische Matrona ist die erste Dame. Dagegen dient Platon einem ganz einzig sublimierten männlichen Eros, in dem er den Führer zum Geistigen sieht. Eben darin präludiert ihm Pindar, diesen feierlichen strengen Knaben-Eros hat auch er in dem sonoren Enkomion auf den Knaben Theoxenos mit dem unwirschen Ausfall gegen Weiberfrechheit. Auch an manchen anderen Stellen fühlt man durch, wie Anblick und Vorstellung erblühter Ephebenjugend Pindars Herz aufwallen läßt zu Liebe und Weisheitssprüchen.

Bei Pindar hören wir die Stimme des unberührten griechischen Mittelalters am vernehmlichsten. Attische Demokratie, jonische Naturwissenschaft, sizilische Sophistik und Rhetorik, das alles ist bei ihm noch in weiter Ferne. Die Welt Pindars ist der

griechische Land- und Geldadel, eine Oberschicht, die um 500 seit Generationen im südlichen Balkan, auf den Ägäischen Inseln und Sizilien und in Süditalien herrscht. Die Anfänge dieser Zustände sehen wir in der Odysee. Überall in den Städten und auf den großen Gütern sitzen diese maßgebenden Familien, die sich untereinander zusammengehörig fühlen. Alle denken gleich über Politik, Götterdienst, standesgemäße Lebensführung, die alten Adelsfamilien wie die reichgewordenen Reeder in Korinth und Aigina. Nach dem Beispiel der Väter üben sie sich noch in den Waffen. Die Ahnen, von denen die Heldensage erzählt, haben das Land erobert. Aber Krieg gibt es ja nicht immer. Doch auch so bleibt man in den Bahnen der Vorfahren: man treibt Sport. Wenn man nicht kämpfen kann wie Achilleus, Aias und Diomedes, so übt man Gymnastik wie die Helden der Ilias am Grab des Patroklos oder die Phaiaken unter Alkinoos. So leben diese Familien dahin, von einer Generation zur andern, blühen und welken wie die Saat auf dem Felde. Das Geld aus dem dauernden Wohlstand der langen Friedenszeiten mit ihrem blühenden Handel fließt in die Tempelbauten. Egesta, Selinus, Girgenti, Paestum haben von daher ihre Tempel, Aigina, Olympia und vor allem Delphi, für dessen Apollon-Heiligtum überall wie für die Peterskirche gesammelt wurde. Dafür braucht man dann neue Götterbilder, die die Kanachos, Onatas, Hageladas, Polyklet usw. schaffen. Und für die festlichen Feiern gibt man neue Kultlieder in Auftrag, die von Chören aufgeführt werden.

Die meisten erhaltenen Stücke von Pindar sind Epinikien, Siegeslieder, d. h. Festchorgesänge zur Feier eines Agonsieges. Infolgedessen sieht es so aus, als ob Pindar hauptsächlich für Wettspielsiege ge-

dichtet hätte. Den vier Büchern Epinikien stehen aber als nicht erhaltene Chorpoesien gegenüber: ein Buch Hymnen, ein Paiane (1908 größtenteils aufgefunden), zwei Bücher Dithyramben, zwei Prosodien, drei Parthenien, zwei Hyporchemata, ein Enkomien, ein Threnoi. Auch unter den Epinikien steht eine Anzahl Stücke mit Unrecht. Die alexandrinischen Gelehrten wollten die Masse der überlieferten Stücke in poetische Gattungen aufteilen und legten daher manches Gedicht zu den Epinikien, weil ein Sieg darin erwähnt war, obwohl mitunter Festchor oder poetische Epistel die richtige Bezeichnung wäre.

In Pindar hat sich das griechische Mittelalter ausgesungen, mit ernster spröder Stimme. Er pflegt noch die alte feine, etwas gezierte Kunst, die eine ganz bestimmte gute Gesellschaft voraussetzt und unterhalb ihres Standes nichts kennt. Man darf beim Lesen dieser Stücke nicht vergessen, daß es Textbücher zu Kantatenaufführungen sind, Musik und Anweisungen für die Choreuten sind verloren. Alle zeigen eine in ihrer Art einzige Mischung von Hymnik, Lob der Kampfsieger, ihres Geschlechtes, ihrer Stadt oder was sonst der Anlaß der kultischen Feier ist, Spruchweisheit und Mythenerzählung. Die Verbindung zwischen diesen Bestandteilen wird durch Überleitungen von naiv starrer Feierlichkeit hergestellt. In den Mythenerzählungen redet ein Gläubiger, der in frommer Ergriffenheit völlig in diesen Bildern lebt. Ganz leise meldet sich mitunter ein eigenes Urteil, eine leichte Umbiegung des sittlich-religiös gestimmten Spätlings. Das attische Drama ist dagegen gesehen fast Demagogie. Aischylos macht sich frei von der bedächtigen bosselnden Wortkunst, die auch in der dionysischen Chorlyrik,

der Vorstufe der Tragödie, sehr stark ist, von dem Variieren der immer gleichen geheiligten Vorstellungen und Bilder und erreicht mit neuem Pathos die große klassische Form. Gerade als Hintergrund dafür ist Pindar besonders wertvoll: ohne ihn sähen wir bloß Athen. Jede Epoche ist eine Sphinx, die in den Abgrund taucht, wenn ihr Rätsel gelöst ist, sagt Heine einmal. Mit Pindar ist das archaische Griechenland versunken.

Aus der Einleitung zu einer demnächst erscheinenden neuen Übertragung.



GEORG MUNK / LYDERIK IM WALD

WÄHREND eines Bruderzwistes unter den Merowingern, als das giftige Blut dieser Sippe wieder einmal wie oft schon ausschlug und gleich einer stechenden Flamme sich selbst und rings um sich alles Lebendige einschlang, floh gleich manchen andern Edlen Salwaert, der Herr der Burg Dijon, aus Burgund hinweg. Er führte sein Weib Jolanthe mit sich, das eben mit dem ersten Kinde schwanger ging, und von seinem Gesind nur eben so viel, als Sicherheit und Bequemlichkeit geboten. Seine Fahrt ging meerwärts zur flandrischen Küste.

Sie waren schon viele Tage dahingezogen, und manche Nacht hatten sie an ungastlichen Orten dürftig sich betten müssen. Die Frau besonders, obgleich von rüstiger Gesundheit, war um ihres beschwerlichen Zustandes willen schon sehr wegmüde und sehnte schmerzlich das Ziel der Fahrt herbei.

Etliche Tagreisen noch schieden sie vom Strande, jedoch war es von ihrer Wanderung der unwegsamste Teil, der so vor ihnen lag, eine düstre Wildnis, der Wald ohne Gnade geheißen und vom Volke gemieden. Zutiefst in seinem Innern geborgen, lag Phinaerts, des Riesen, Schloß Buck, aus grauen Felsenstücken aufgetürmt, vom Blutdunst umwoben. Menschenfuß suchte es nicht aus freiem Willen heim, Menschenmund sprach den Namen seines Herrn ohne Scheu nicht aus. Dort barg Phinaert sich mit seinen Gesellen, die ein böser Wind in dieses dunkle Moor ihm zugefegt hatte, das unersättlich Speise aus ihren verruchten Händen empfing. Noch keiner, dem Phinaert entgegengetreten war, hatte vor seinem Schwert bestanden. Schon hatte sein Späher auch Salwaert und die hellhaarige Jolanthe umschlichen und seinem Herrn Botschaft gebracht.

Die Schwüle des lastenden Tags hing brütend im Dickicht. Zäh und dornig war der Waldboden verstrickt, Wasserläufe stockten bleiern längs und quer, in den Morast gebannt. Über ihrem trüben Glast waren auf starren Flügeln schillernd große Insekten in der Luft ausgespannt. Fernher meinte Frau Jolanthe zuweilen Meeresrauschen zu vernehmen. Sie querten Wasser und Wildnis, wieder und immer wieder, stachlige Ranken der Wildrosen griffen in das Kleid der Frau, zerrten und schlitzten es, trübes Wasser netzte, unter dem Tritt des Pferdes hochspringend, ihren Fuß, urlange, schien ihr, habe der Wald sie schon in sich aufgenommen, und doch dünkte der Ort sie ewig der gleiche, wie sie die Tiere auch antrieben, ihn zu überwinden, und immer gleich fern lockte das Meeresrauschen.

Bangigkeit übersäte mit feuchten Tropfen die weggebräunte Stirn der Frau, Seufzen quoll ihr aus

der Brust auf und ließ sie tief vor dem eignen Ton erschrecken. Salwaert, der ihr Pferd leitete, blickte schweigend zur Seite. Eine kleine Magd weinte leise vor sich hin, mutlos ob der Beschwer.

Um die Mittagstunde trat Phinaert ihnen entgegen, lautlos, wie aus dem Moor aufgestiegen. Auf sein Schwert weisend, lud er Salwaert zum Kampf. Hinter ihm im Dickicht gedrängt hielt sein Gefolge. Ein alter Knecht empfing die Zügel von Jolanthes Pferd. Als er Salwaert unter dem ersten Streich des Widersachers blutig sinken sah, riß er es aus dem Gemenge, hob die Frau zur Erde, zerrte sie ins Gestrüpp und waldeinwärts eine Weile hinter sich her, während Phinaerts Leute die kleine Schar fast ohne Widerstand überwältigten und banden.

Bald schon hörten die Fliehenden auch hinter sich Verfolger, der Alte wies Jolanthen die Richtung, drängte sie fort, schlug mit bedachtem Zögern entgegengesetzten Weg ein, lenkte die Folgenden so irr und von Jolanthens Spur auf sich ab.

Die Frau entwich mit gelähmten Sinnen, abgestorben für sich, nur Gefäß noch dem Leben in ihrem Schoß, das herrisch sie vorwärts stieß, die Stürzende aus den Knien hochriß und antrieb. Schwere wurde so Flüchtigkeit und ließ sie durch den Wald stieben bis Sonnenniedergang. Dem verblassenden abendlichen Himmel öffnete das Dickicht sich, Gras sproß zwischen dem Moos des Bodens, über blanke Steine sprang beweglich eine Quelle. Hier sank die Frau in sich zusammen. Kaum empörte sich in ihr noch mattes Staunen, da fiel schon jäher Schlaf über die Erschöpfte und löschte die letzte Besinnung.

In der Mitte der Nacht riefen nie erlebte grausame Schmerzen sie zu sich, ihr Leib wand sich wie unter

wühlendem Messer. In rasendem Ansturm stürzte das Blut wider ihr Herz. Aus der Schwärze drohte aufflackernd die hämische Maske des Mörders, dumpf hörte sie noch einmal Salwaert stürzen, Blut füllte dampfend die stockenden Gräben, wirbelnd im roten Dunst, der flüchtig aus ihnen aufstieg, schwangen Moor und Wald.

Vor ihr herschwebend trug die niedergehende Sonne jetzt die Züge des geliebten versinkenden Antlitzes, mit zauberhaft blassem, doch durchdringend süßem Licht lockte das fliehende Gestirn sie zur Nachfolge. Von keiner Erschöpfung gehemmt, ungleich dem niederbrechenden Leib, stürzte ihr fesselloser Geist dem Hingeschiednen nach, kehrte, ihn suchend, in den Vorhof des Todes ein. Indessen drängte aus ihrem verlaßnen Leib neues Leben, vor seiner Zeit lichtwärts ringend. Jetzt umschlang die Seele ihres zur Welt kommenden Kindes ihre eigne und riß durch alle Reiche zwischen Tod und Leben sie in ihr schmerzgebundnes leibliches Wesen zurück.

Und nun wähnte von einem neuen Licht sie sich erweckt, heller als strahlendes Mittagslicht des Tages, das aus Wald und Moor hervorbrach und nicht vom Himmel kam und seinen Gestirnen.

Die Quelle, an der sie sich gebettet, stand still in ihrem Lauf, hochaufgetürmt bäumten sich die Wasser und flossen in ihren Ursprung zurück, jedoch nichts Ungezähmtes war in diesem ihrem Spiel, in sinnvollen und sanften Formen verweilte und bewegte sich die lichte Materie, zu einer Gestalt endlich sich verdichtend, die einer großen, vielblättrigen Blume glich. Aus dem Herzen dieser Wasserblüte aber vermeinte Jolanthe jetzt näher und immer deutlicher das Meeresrauschen zu vernehmen, das

gestrigen Tages unaufhörlich ihr im Ohr geklungen hatte. Bald aber verblich und schwieg alles. Aus dem verrauschenden Spiel trat eine Frau hervor. So schaumzart war ihre Gestalt, daß Jolanthe durch ihren schimmernden Leib die Baumstämme im Grund und die blauirrenden Lichter in der glashellen Luft erblickte. Das Wasserweib beugte sich über sie, die in jähem durchdringenden Schmerz völlig dahinzuschmelzen meinte. Mit ganz linden, kühlen Händen half die Fremde ihr von dem Kinde und wies ihr das Angesicht ihres Knaben, ehe eine tiefe Ohnmacht aufs neue beschwichtigend sie hinnahm.

Als ihre Augen zögernd der Helle sich wieder öffneten, war sie allein mit dem nackten Kind, das ihr im Schoße lag. Die Bäume aber waren rings um sie zusammengerückt, über den Neugebornen tief sich niederneigend, zwischen den Stämmen schlüpften die Wacholderbüsche hervor, wilde Rosen mit moosigen Schlafäpfeln waren bis an Jolanthens Füße herangekrochen. Wunderäugig neigte eine Hirschkuh sich über sie. Die lange bunte Schlange mit dem greisen Haupt, die am Morgen, ehe sie in den Wald eingeritten waren, ihren Weg gesperrt hatte — Salwaert aber hatte ihr, der Erschreckten, Pferd und sein eignes sorglich an dem Tier vorbeigeführt und nicht geduldet, daß die Knechte nach ihm schlugen —, zog mit ihrem schillernden Leib weithin ausgereckt einen Kreis um Mutter und Sohn.

Als Jolanthe am Morgen erwachte, fand sie, in ihren Mantel wohl eingehüllt, den schlafenden Knaben in ihren Armen. Das Gestern war fern, mit herber Hand liebkoste die Morgenkühle ihr Stirn und Haar, langsam lockerte sich die Starre in ihren Gliedern, das Kind drängte in ihre Mutterwärme. Schon

gab sie der Verführung neuen Schlummers nach, als ferne waldfremde Töne ihr Ohr schreckten, Stimmen Schweifender, die sich näherten. Wie eine Traumwandelnde geheimem Geheiß unterworfen, verwahrte sie das Kind fest in ihrem Überkleid, rührte mit dem Munde an seine geschloßnen Augen und barg das schlafende in einem nahen Graben, dessen Feuchtigkeit die Sommerglut aufgesogen hatte, und über den das Gestrüpp ein wirres Dach flocht.

Sie sank nun allein am Quellrand hin. Bald kamen Phinaerts Knechte und zerrten sie weg. Sie aber wußte ihr Herz zu bändigen, nicht Blick noch Wendung ihres Hauptes verriet den Männern, was sie der Wildnis anvertraut hatte. —

Am Waldrand, wo der Blick auf Felder und Menschenstätten sich auftut, lebte um diese Zeit Lyderik, ein alter Einsiedler. Ehedem war er im blutigen Handwerk des Kriegs auf langen Wegen über die Länder der Erde hingezogen. Jedoch sein unversehrtes Herz hatte im Wandel und in der Fülle der Zeit viel Weisheit gesammelt, so daß von weit im Umkreis her in Krankheit und Nöten aller Art die Menschen zu ihm kamen und sich immer wohlberaten fanden.

Wie er gewohnt war täglich zu tun, so auch ging er an dem Morgen, bald nachdem Phinaerts Knechte Jolanthen weggeführt hatten, zur Quelle, seinen Bedarf an Wasser zu schöpfen. Er hörte mit schrill durchdringendem Schrei sich gerufen, gewahrte an einer Stelle in der Luft hängend den alten Raben, der gleich ihm, ihm wohlvertraut, viele Jahre schon im Wald hauste, eilte zu dem Ort und fand, nachdem er die Dornenranken zur Seite gebogen hatte, Jolanthens schlafendes Kind.

Auf behutsamen Händen trug er das kleine Leben in seine Hütte, schälte es aus dem kostbaren Frauenmantel aus rosenfarbner Seide, bettete es auf die Felle seines Lagers und lieh ihm als erste Gabe seinen eignen Namen — Lyderik.

Zweimal des Tags stellte bei dem staunenden Alten eine Hirschkuh sich ein, den Knaben zu säugen, der wunderbar in der rauhen Armut der Klause gedieh. Still lag er im sonnigen Moos, umspielt von Waldtieren, die zahlreich jetzt zur Hütte kamen, ohne Scheu sich zum Ergötzen des Kindes tummelnd.

Die Weiber der Bauern brachten Brot, Früchte und rauhes Gespinst, daß der Einsiedel seinen Findling nähre und kleide, und waren froh, mit rauhen Fingern über das seidne Haar des jungen Lyderik zu streicheln.

So wuchs der Knabe durch etliche Jahre hin auf und schuf seinem Pfleger immer geringere Mühe. Freilich hatte der alte Lyderik auch nur kleinen Anteil an seinem Wesen. Wunderlich waldvertraut war das Kind, tage-, ja nächtelang verschwand es oftmals im Forst. In der ersten Zeit litt der Alte da manche Not um den Knaben, doch ließ der weder durch Wort noch durch Zucht sich belehren, daß sein Tun unbillig oder gefährlich sei, auch stellte er nach jeder Abwesenheit unschuldig und mit blanken Augen sich wieder in der Klause ein, so daß der Einsiedler ihn bald gewähren ließ und keinen Einspruch mehr tat.

Zuweilen aber überkam den Alten großes Erstaunen; das geschah, wenn der Knabe ihm fremdes duftendes Kraut wies oder üppige Früchte, die ihm zu seiner Nahrung im moorigen Grund und sonderlich am Rand der Quelle zuwuchsen, und die der Einsiedel in den vielen Jahren, da er an dieser kar-

gen Stätte behaust war, niemals auf dem unwirtlichen Boden ersehen hatte.

Als er eines Tages aber für gut befand, das Kind anzuweisen, es möge vor Phinaert und dessen Knechten auf der Hut sein, wies sich, daß es die Unholde wohl kannte, doch wie es dem Alten unschuldig vertraute, mahnten Klagetöne aus dem Moor und das Zittern der Sträucher es zeitig, sich zu bergen, ehe die bösen Männer nahe kamen, und die Bäume erschlossen alsdann ihr Inneres, den Knaben aufzunehmen. Von dem Tag an verstand der Einsiedel, daß dies Kind in unirdischer Hut wohl geborgen stand.

An einem in der Kette der vielen Winterabende geschah, daß, wie oftmals, der Kleine zu Füßen seines Pflegevaters saß und hatte sein leichtes Haupt gegen die Kniee des Alten gestemmt. In der Mauer stak ein Kien und gab rotdunstiges Licht, auf dem Herdstein lohte das Scheit, draußen der vereiste Wald klirrte wie berstendes Glas, durch die Luke im Dach flackerte kühles Sterngeflimmer. Der Knabe blies auf einer Flöte vor sich hin, die er des Tags im Sumpfröhricht sich geschnitten hatte. Ein paar Töne kehrten sonderbar eindringlich wieder und zwangen den Alten aus seinem müden Besinnen auf, dem Spiel zu lauschen. Und wie er halb wider Willen noch hinhörte, da war in dem Spiel ein Zug auf stolzen Pferden, der in den Wald einritt, ein edler Mann voran, neben ihm eine Frau, zart und traurig, um die Schultern den Seidenmantel von Rosenfarbe, und der mühselige Trab der Tiere, die im weichen Boden einsanken, die starren schwarzen Rinnsale im Moor, das ferne Rauschen, die blassen Perlen von Angst, erpreßt auf der Stirn der Frau, Phinaerts Tritt, wie

er zum Mord auszieht, der dumpfe Fall und der Schrei eines Sterbenden, über dem das Moor gurgelnd sich schließt. Da war ein fliehendes Weib, Seufzen einer Gebärenden, Singen der Wasserfrau tief im Quell, das Zeichen des Schlangenkönigs, der den Wald starren macht, das Rufen des kreisenden Raben, er selbst, Lyderik der Alte, und seine Hütte und fern das bange Weinen einer Witwe hinter grauen Mauern.

Der Einsiedel wurde im Hören und Schauen demütig vor dem Kind zu seinen Füßen. Da er sich niederbeugen wollte, als die letzten Töne verhaucht waren, zu forschen, ob in den Augen des Kindes ein Widerschein sich fände von dem, was durch die Rohrpfeife aus ihm geklungen, fiel die Flöte aus der gelösten kleinen Hand, — der Knabe war in Schlaf gesunken. Der Alte hob ihn auf und trug ihn auf das Lager. Sanft atmete das Kind im erdunkelten kalten Raum.



ARNO NADEL / AUS DEM GEDICHTWERKE „DER TON“

Die Wonne

Anders ist Wonne in dem Stoffraum,
Anders im Gott- und Sinnraum,
Im Sinnraum ist sie Wonne aus dem Wissen.
Im hohen Sinnraum Wonne aus dem Vorbild.
Drum ist des Nahen Wonne
Wahr und vollkommen aus dem Ganzen.
Aus allen Räumen klingt's zu ihm hinüber.

Die Milde

Weil nach dem Plane Wonne ward und Steigerung,
Freut sich der Mensch verborgen,
Wenn er des andern Wehe sieht.
Ihm käm's zugute, denkt er.
Der Nahe aber fühlt mit jedem Leben
Und hilft ihm schweigend, wie er kann.
Das ist des Nahen Milde.

Wohl ist der Sinn des Lebens Wonne,
Des Nahen Wonne aber
Ist seine eigne und die ganze Wonne.
Je mehr er Wonne schafft,
Je mehr er Gottes Plan in Gnade wandelt,
Um soviel mehr ward ihm das Bild im Vorbild.
Das ist des Nahen Wonne.

Vom andern Raume ward dem Nahen Schicksal.
Kein Schicksal gleicht dem andern.
Ihm aber ward die tiefe Milde.
Die strahlt er tätig aus ins Leben
Und hebt den Geist mit hellem Mittel
Ins Wesen möglicher Erfüllung.
Das ist des Nahen Können.



AUS DER „GEISTLICHEN WIESE" VON JOHANNES MOSCHUS († 619)

DER PRIESTER KONON

Im Kloster Penthukula lebte ein Priester, namens Konon, der denjenigen die Taufe zu spenden hatte, die zu diesem Zwecke das Kloster besuchten. Seines tugendhaften Wandels wegen hatten ihn die Väter

damit beauftragt. Er taufte also und salbte mit dem heiligen Öle die Ankommenden.

Sooft er aber ein Weib salbte, ward er schwer versucht. Er wollte deshalb das Kloster verlassen. Als er sich einst in solchen Gedanken aufhielt, trat der heilige Johannes zu ihm und sprach: „Sei standhaft, und ich will dich von diesem Kampfe befreien!“

Einstmals nun kam eine junge Perserin zur Taufe. Sie war so wunderschön, daß es der Priester nicht über sich brachte, sie mit dem heiligen Öle zu salben. Nachdem sie zwei Tage gewartet hatte, hörte der Erzbischof Petrus von der Sache und wunderte sich sehr darüber. Er wollte schon eine Diakonissin mit der Taufe betrauen, konnte sich aber doch nicht dazu entschließen, weil er nicht gerne vom Herkommen abwich.

Der Priester Konon nahm nun seinen Mantel aus Schafpelz und verließ das Kloster mit den Worten: „Da bleibe ich nimmer!“ Als er sich auf die Hügel begeben hatte, trat ihm der heilige Johannes in den Weg und redete ihn ganz sanft also an: „Kehr in dein Kloster zurück, und ich will dich von deinem Kampfe befreien!“ Voll Zorn antwortete Vater Konon: „Du kannst dich darauf verlassen, daß ich nicht mehr zurückgehe; denn immer versprichst du, und nie hältst du dein Wort.“ Da hieß ihn der heilige Johannes auf einen der Felsen setzen, entkleidete ihn, machte dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes unter seinen Nabel und sprach dabei: „Habe jetzt Vertrauen, Priester Konon! Ich hätte es zwar gerne gehabt, daß du den Kampfeslohn errungen hättest, nachdem du dies aber nicht willst, nehme ich den Kampf von dir; freilich ein Verdienst wirst du dir damit nicht mehr erringen.“

Der Priester ging in sein Kloster zurück, salbte

und taufte am folgenden Tage die Perserin und merkte dabei gar nicht mehr, daß er ein Weib vor sich hatte. Zwölf Jahre taufte und salbte er von da ab und ward nie mehr in seiner Seele und an seinem Leibe erregt; er sah es gar nicht mehr, ob er ein Weib vor sich habe. So blieb es bis zu seinem Lebensende.

NONNE ASCHENBRÖDEL

Im Frauenkloster zu Tabennae lebte eine Nonne, von der man glaubte, sie wäre eine Idiotin und vom Teufel besessen. Ihre Mitschwestern verabscheuten sie so, daß nicht eine mit ihr gemeinsam essen wollte. Die Nonne stellte sich aber nur so. Sie verweilte beständig in der Küche, tat jegliche Arbeit und war sozusagen der Waschlappen des Klosters, so daß sich an ihr in der Tat das Schriftwort erfüllte: „Dünkt sich jemand unter euch in dieser Zeitlichkeit weise zu sein, dann werde er ein Tor, damit er ein Weiser werde!“ Ihren Kopf hatte sie mit einem Lumpen umhüllt, während ihre Mitschwestern geschorene Häupter hatten und Kapuzen trugen. Also angetan tat sie Magdsdienste. Ihre ganze Lebenszeit sah sie keine der vierhundert Nonnen jemals essen, da sie sich nicht mit den anderen zu Tische setzte, kein Stücklein Brot mit ihnen gemeinsam speiste. Sie war mit den Überresten zufrieden, die sie beim Abwischen der Tische und beim Spülen der Töpfe fand. Nie war sie gegen irgend jemand barsch, nie murrte sie, nie sprach sie viel oder wenig; obgleich sie selbst geohrfeigt, hochmütig behandelt, mit Verwünschungen überhäuft und durchaus verabscheut wurde.

Einst nahte sich ein Engel dem heiligen Piterum, einem hochangesehenen Asketen im Porphyrgebirge,

und sprach also zu ihm: „Wozu bist du stolz auf deine Frömmigkeit und deinen weltentlegenen Aufenthaltsort? Willst du ein Weib sehen, das frömmer ist als du? Dann geh hin zu dem Frauenkloster in Tabennae, und da wirst du eine Nonne mit einem Diademe finden. Die ist besser als du. Denn sie steckt mitten im ärgsten Gedränge, und doch ist ihr Herz immer bei Gott. Du aber hockst hier in der Einsamkeit, deine Gedanken gehen aber durch die Städte spazieren."

Nie noch hatte Piterum seine Zelle verlassen, doch nun wanderte er, bis er zu jenem Kloster kam, und bat die geistlichen Führer der Nonnen, das Kloster betreten zu dürfen. Sie wagten es, ihn einzuführen, weil er ein Mann von bewährtem Rufe und reichlich alt war. Als er darin war, ersuchte er darum, alle Nonnen sehen zu dürfen. Jene aber war nicht dabei. Schließlich sagte er: „Zeiget mir doch alle, eine fehlt ja noch!" Er erhielt die Antwort: „Eine haben wir noch drinnen in der Küche, die ist aber eine Närrin." „Führet sie her, gerade sie will ich sehen!" Sie gingen sie zu rufen. Sie tat aber, als hörte sie nichts; sie fühlte wohl, daß ihr Geheimnis enthüllt werden sollte. Mit Gewalt schleppten sie sie nun herbei und sagten: „Der heilige Piterum will dich sehen." Sein Name war nämlich allbekannt.

Wie sie Piterum herankommen sah, erblickte er den Lumpen um ihre Stirne, fiel ihr zu Füßen und bat: „Segne mich!" Ebenso fiel ihm auch jene flehend zu Füßen: „Du mußt mich segnen, Herr!" Da staunten alle gar sehr und sagten: „Vater, laß dich doch nicht zum besten haben, die ist ja eine Närrin!" Ihnen allen antwortete Piterum: „Ihr selbst seid Närrinnen; denn sie ist meine und eure Mutter" — so nennt man die Pneumatiker — „und ich habe nur

den Wunsch, ihrer am Tage des Gerichtes würdig erfunden zu werden."

Als die Nonnen dies gehört hatten, fielen sie der bisher Verachteten zu Füßen, und jede bekannte ein anderes Vergehen; die eine, sie habe sie mit Spülwasser übergossen; eine andere, sie habe sie mit Ohrfeigen mißhandelt; eine dritte, sie habe ihr Senf an die Nase geschmiert, und so hatte jede etwas anderes einzugestehen. Piterum betete jetzt für alle und ging von dannen.

Jene Jungfrau aber konnte nach wenigen Tagen all die Ehrenbezeigungen und die ihr lästigen, ständigen Entschuldigungen ihrer Mitschwestern nicht mehr ertragen und entfernte sich aus dem Kloster. Niemand weiß, wohin sie gegangen, wo sie sich verborgen und wo sie schließlich gestorben.

Aus dem Buche: Was sich Wüstenväter und Mönche erzählten. Herausgegeben von Johannes Bühler. (Insel-Bücherei Nr. 309.)

KARL SCHEFFLER / CHARLES DICKENS

IN wieviel verschiedenen Situationen meines Lebens hat doch Dickens aus seinen Büchern zu mir gesprochen!

Blicke ich zurück, so sehe ich zuerst einen Handwerkslehrling auf seiner Arbeitsstelle in einem offengebliebenen Bücherschrank den „David Copperfield" entdecken, sehe ihn damit während vieler Frühstücks- und Vesperpausen auf einem umgestülpten Eimer dasitzen, unter den lärmenden Gesprächen der Gehilfen in glühender Hast über die

Seiten dahineilen, in steter Furcht vor dem Meister — selbst wie ein kleiner Copperfield. Ich sehe später in der Fremde einen jungen Arbeiter mit verzweifeltem Leichtsinn eines Sommertages Stellung und Verdienst mitten am Tage im Stich lassen, für die letzten Groschen die Reclambände der „Zwei Städte“ kaufen, damit vor die Stadt eilen und bis in die sinkende Sonne hinein lesen, erschüttert nach würdigeren Taten sich sehnend. Ich sehe einen Kranken, dem viele in einem gefängnisartigen Krankensaal verbrachte Wochen durch Dickens' Bücher zu einer festlichen Ruhezeit werden, sehe dann viele Jahre den von der Tagesarbeit Ausruhenden mit diesen Büchern in den behaglichen Lichtschein der Lampe rücken und den Vater am Bette der kranken Kinder mit einem Werk von Dickens lange, stille Nächte durchwachen. Es hat dieser Dichter mich mit der Fülle seiner Gestaltung beschenkt seit manchem Jahrzehnt, hat auf mich gewirkt im Glück und im Unglück, hat teilgenommen an meiner Einsamkeit und an der Gesellschaft der mir Liebsten. Und nie habe ich die Bücher fortgelegt ohne starke Bewegung, nie ohne den Vorsatz, nach irgendeiner Richtung besser zu werden. Ohne Demütigung denke ich der Tränen, die dieser Engländer mir zu entlocken gewußt hat, und ohne Reue der vielen Lebensstunden, die ich ihm gewidmet habe.

Dickens ist mir — und vielen anderen, in deren Namen zu sprechen ich die Gewißheit habe, — mehr als ein Romandichter, soviel er als solcher auch ist. Das Größte an ihm ist nicht seine immer doch recht manierierte Erzählungskunst, ist nicht sein oft peinlich absichtlicher Hogarthhumor, ist nicht seine erstaunliche Beobachtungsgabe für das sichtbare Menschlich-Allzumenschliche, ist nicht seine uner-

schöpfliche, atemlos machende Kompositionsphantasie, nicht die tiefe Empfindsamkeit seines großstädtischen Idyllengefühls und auch nicht die erstaunliche Fähigkeit, Charaktere zu skizzieren. Man muß sogar sagen, daß Dickens, so groß er als Talent ist, als Künstler keineswegs Größe hat. Er ist zu tendenzvoll, um der höchsten Objektivität fähig zu sein. Er ist nicht einmal frei vom englischen „cant". In manchem Punkt ragt der Gewaltmensch Balzac mit seinem daumierhaften Pathos weit über ihn hinaus; und Dostojewski gar, diese mystische Rembrandtnatur der neueren Dichtung, weist in eine Sphäre hinüber, die Dickens kaum hier und da einmal geahnt hat. Es ist in den sozusagen geschlechtslosen Romanen des Engländers viel zuviel Unterhaltungsliteratur; sie berühren sich mit den Abenteuerromanen des älteren Dumas, ja mit den Sensationen Eugen Sues. Auf der anderen Seite ist Dickens ein Heimatsdichter im Sinne von Fritz Reuter, nur daß er für ein Weltreich schrieb, wo Reuter allein für die bäuerliche Bevölkerung Norddeutschlands dichtete. Dickens ist nicht nur im fördernden, sondern auch im beschränkenden Sinne ganz Engländer, ist es so sehr, daß wir Deutschen ihm nicht einen einzigen Romandichter zur Seite stellen können, der nur entfernt so viel charakteristisches Volkstum in seiner Persönlichkeit vereinigt, und der das allen Volksgenossen Gemeinsame mit gleichem Talent zu Typen verdichten könnte. Was ist es nun also, daß dieser Dichter dennoch über sein Land hinaus so stark und dauernd zu wirken vermag, daß man seine Romane vier-, ja sechsmal liest, während Balzac beim zweitenmal schon ermüdet und ein wenig langweilt? Wie kommt es, daß er in jedem Freund der englischen Literatur

von neuem über den formal viel feiner kultivierten und künstlerisch bewußteren Thackeray siegt? Daß er dem Deutschen ein Stück seines Lebens, seines Herzens geworden ist?

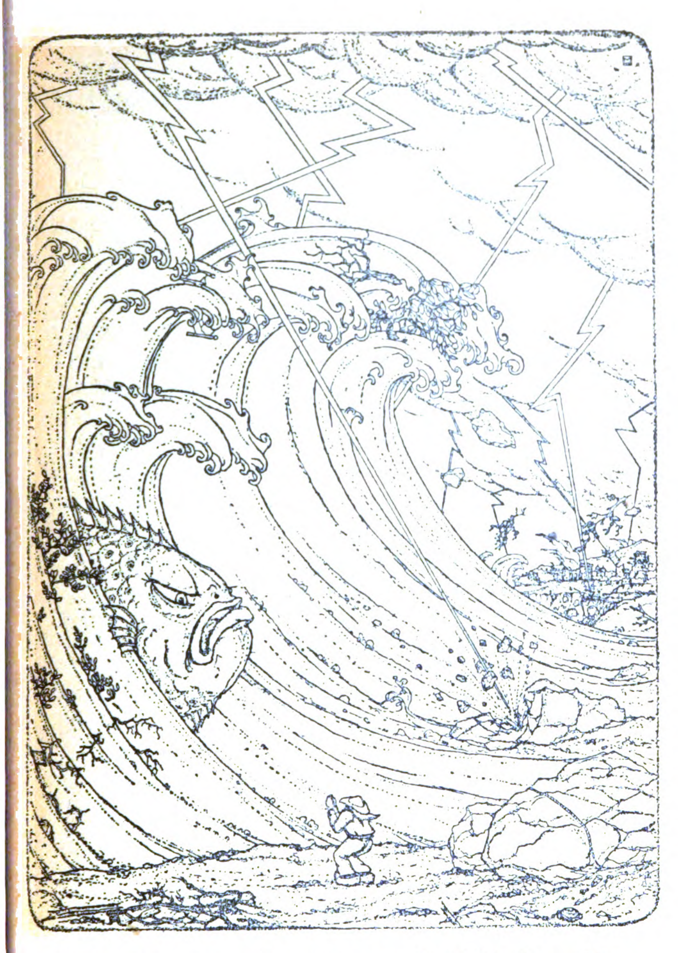
Die unendliche Güte ist es, die diesen typischen Engländer der Menschheit unentbehrlich macht: es ist das große Herz, was ihn den Unsterblichen sich zugesellen läßt.

Dickens' Christentum ist viel mehr als englischer Puritanismus. Er hat jene Liebe, die über alles siegt, die das Kleine groß macht, die weiser ist als alle Klugheit und die sogar die Gefahren der Sentimentalität überwindet, weil sie in einem wahrhaft genialen, fortreißenden Lebensgefühl wurzelt. Dickens ist im tiefsten Sinne ein gläubiger Mensch, im Gegensatz zu dem letzten Endes ungläubigen Balzac; in seinen Romanen herrscht — bis zur Banalität — die poetische Gerechtigkeit (und darum auch die Handlung), weil er an die Endlichkeit des Leidens und an die Unendlichkeit der Seele glaubt. Was ihn größer macht als seine einzelnen Werke, ist dasselbe, was auch seine Zeitgenossen und Landsleute Carlyle, Ruskin, Morris größer macht als ihre Taten: ein wahrhaft edles Menschentum. Selbst dort noch, wo sich die Güte philisterhaft idyllisch oder bourgeoismäßig moralisierend gibt, fällt auf sie ein Strahl des ewigen Lichtes. Daher kommt es, daß sich der Leser so oft in die Romangestalten dieses Profanepikers verliebt, ja daß sich der Dichter selbst in sie verliebt und es ganz naiv zeigt. Pickwick, dieser mit Sam Weller, seinem Sancho Pansa, durch England reisende Bourgeois - Don Quichotte, ist in den ersten Kapiteln eine Gestaltung der Ironie und in den letzten eine Gestaltung lächelnder Liebe. Betsey Trotwood und Pegotty, Joe Gargery, Mikawber und

andere groteske Figuren Dickensscher Romane, sie siegen durch die Liebenswürdigkeit ihres Herzens. Selbst die Helden der Halbheit, die Eugen Wrayburn, Pip, Richard, Martin Chuzzlewit, Steerforth und Sidney Carton, sie alle scheinen nur da zu sein, um den Satz vom kategorischen Imperativ zu erhärten. Man sieht über das präraffaelitisch Klischeehafte in der Schilderung der weiblich Vollkommenen, der Agnes und der Nelly, der Esther, Klein Dorrit, Florence, Lizzie und Biddy hinweg, um der mütterlich keuschen Zartheit des Gefühls willen, das an solchen Gestalten gebildet hat. Man nimmt die manierierte Kolportageartistik fast kindlich gezeichneter Karikaturen von Schurken, wie Uria Heep, Pecksniff, Rigaud, Quilp, gern in den Kauf und freundet sich dafür fürs ganze Leben an mit dem ehrlichen Tom Pinch, mit Tim Linkinwater, Traddles und dem alten Pegotty.

Es ist die Herzlichkeit eines in all seiner englischen Bürgerlichkeit freien Menschen, was fortgesetzt zu allen Lebensaltern und zu allen rasseverwandten Völkern spricht. Es gehört diesem Dichter nicht eigentlich unser Tag; die Feierabendstunden aber gehören ihm noch heute wie in jenen Tagen, wo die Leser der Monatshefte dem Postboten entgegenwanderten, um früher im Besitz der Fortsetzungen zu sein. Dickens ist so recht ein Genie der Feierabendstimmung, der Kamineckenstimmung. In dieser Eigenschaft hat er unzähligen Menschen glückliche Stunden bereitet und immer neu eine gute Lebenszuversicht geweckt. Er ist einer der ganz wenigen Engländer, die sich in Deutschland Liebe zu erringen gewußt haben.

Aus der neuen Auflage von: Leben, Kunst und Staat [Essays].



Marcus Behmer: Illustration zu dem Märchen „Von dem Fischer un syner Fru".

ALFRED MOMBERT / AUS DER NEUEN AUSGABE DES GEDICHT-WERKES „DER DENKER“

I

Auf schwarzen Pfählen ruhend der Palast
inmitten ungewölbter stummer Meere:
aus letzten Fernen sichtbar schwarzer Punkt.
Es thront auf dem Palastdach
schlafend eine urfrühe Gestalt.
Die Herrin. Halbentschleiert schaut das Stein-Antlitz
aufwärts, nach einer Sonne deren frühster Strahl
nur traumhaft in dem schwarzen Herzen zittert.
Und eine Woge gurgelt im Pfahlwerk.
Ein ferner Denker den Musik ganz unterbraust,
erhebt sich traumhaft von der Orgel, schreitet
in brennendem Abend
hinab zum Strand. Er treibt im Meer.
Zehntausendmal verläßt ihn die Erinnerung,
und manchmal ruht er unter hohen Brücken,
von denen eine Flöte lieb heruntergrüßt,
und eine Woge übergiebt ihn andern,
allmählich reist er unter klaren Sternen,
es schaukeln ihn zuletzt zwei große
schweigende Schwestern
an das Palastthor.
Und eine Hand erfaßt die Glocke,
und läutet.
Es schallt hell durch den schattigen Palast.

Doch jene Schläferin, sie hört nicht. —
Sie schläft so tief. —

*

Du schläfst so tief, du hörst nicht mein Läuten.
Aber süß ist mir schon
der Schall der Glocke.

II

Ich traf mich sitzend im Unterdickicht eines Dunkel-Föhrenwaldes,
ich stand vor mir; und sah in meine Augen.
Da blickt' ich durch die Spiegelscheiben eines alten Palastes
in eine Gebirg-Abendlandschaft.
Es regnete gleichmäßig unaufhörbar.
Wind und Nebel wirbelte in Wasser,
bis endlich grünglänzend eine Seefläche
unabsehbar uferlos
an die Fensterbrüstung
wogte.
Riesige Rosen
schwammen — dunkle Welt-Inseln —
in der Dunkelheit.
Und aufblickend sah ich in der Dunkelheit
mein Haar weißgrün erglänzend! —

Ich sah an mir vorüber
hinaus in den Wald.
Hinter den breit-uralten Stämmen
war Feuerschein.
Überall, ringsum,
tobte, brauste Alles,
als rollte auf Donnerschienen
ein Feuerwagen um den Wald! —
Da fiel der Feuerschein in mein Gesicht. —

Ich sah nach mir.
Ich saß noch immer in der Dunkelheit.
Doch war ich ganz verändert, geschwunden.
Der See war nicht mehr,
an seiner Stelle war Nichts-Nichts.
Nur: auf der dunklen Fensterbrüstung
des alten Palastes
lagen noch zwei große Hände
mit alten Goldringen;
ich erinnerte mich trübtrüb,
wie diese alten Hände
früh mein waren. —

Da vergaß ich Alles —
und da — schritt ich — so... halb..... lächelnd! —
zwischen dunklen Stämmen
aufs Feuer zu — —

* *
*

— Das Haus gefügt aus brandroten Quadern,
ich kam langsam die Freitreppe herauf,
Blick in offenen Saal,
ich trat ein
zwischen brandrote Mauern.

Da saß ich auf dem hohen rotsteinernen Stuhl,
eine große Kristall-Träne
mein Fußschemel,
in der weiten Ruhe, zu Hause.
Ich nahm irgendwoher einen Folianten.
Ich hielt ein Buch aus neugebrannten Thonplatten,
drauf außen keine Schrift sichtbar war.
Doch las ich deutlich, las ganz tief:
durch große Augen aus mir herausdenkend.
Als wäre das die Erscheinung meines Geistes
in den Elementen.

III

Tief in Nachtwachen,
wo du nur hörst das felsenharte
Gebraus des Abgrunds.
Doch einmal entschwimmt der Finsternis
eine Insel, und treibt an dir vorüber;
und auf der Insel flammt ein Scheiterhaufen.
Wenn du noch Bilder hast aus alter Zeit,
Gedanken noch, die dich anblicken,
dann lande jetzt an dieser Insel
und wirf sie in das Feuer.
Und willst du herrlich sein in den langen Nächten,
dann lege dich selbst auf den Scheiterhaufen.
Denn dieser Scheiterhaufen
ist das große Wonnebett des Geistes.

* *
*

Dem Liegenden auf Flammenscheitern
wenden sich die Ozeane
alle alle zu.
Du wirst sie kommen sehen:
Kristallene Unendlichkeiten,
heranfunkelnde,
brausende Gewalt-Welten.
Die dienen vor dir,
die sind die Deinen.
Dann wirst du erglühen;
das wirst du erleben:
Die Wasser verstummen.
In allen, allen Ozeanen
träumt jede Muschel *dich*.

GOETHE-ANEKDOTEN

DIE Zeitgenossen stimmen darin überein, daß Goethe Anekdoten gern und gut erzählte, und wir haben dafür auch in seinen Werken, Briefen und Gesprächen Zeugnisse genug. Wohl hat Henriette Herz recht, wenn sie schreibt, daß viele Besucher „als die Beute eines langen, vielleicht durch ihr ganzes Leben hindurch ersehnten Abends nichts mehr als ein gedehntes: Ei ja! oder So? oder Hm! oder bestenfalls ein: das läßt sich wohl hören! davontrugen". Unter Freunden aber und denen, die er künftiger Freundschaft für wert hielt, erschien er ganz anders. „Er spricht von allem mit", sagt Johanna Schopenhauer, „erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe". Und anderen Orts: „Goethe war in seltenem Humor; eine Anekdote jagte die andere; es war ganz prächtig." Wenn Wilhelm von Humboldt seiner Gattin schreibt: „Schlicht historisches Erzählen ist, weißt Du, Goethes Sache nicht" — so paßt auch das zu der Anekdotenlust dessen, der sich ein Vergnügen daraus machte, die Spukgeschichte von den geheimnisvollen Kehrmädchen in seinem Garten selbst in Weimar zu verbreiten.

„Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht", sagt Johanna Schopenhauer, und in diesem Satz mag man, wenn man sie für nötig hält, die Begründung für eine Sammlung von Goethe-Anekdoten finden, aus der hier einige Proben folgen.

Friedrich Michael.

*

Einst wurden auf dem Landsitz der verwitweten Herzogin Amalie zu Tiefurt „Die Ritter" des Ari-

stophanes durch Wieland, der sie für sein „Athenäum“ übersetzte, vorgelesen. Es war im Spätherbst und Egidi vorbei. Nun traf es sich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, sein Weg durch Tiefurt führte. Er kam, als die Vorlesung bereits angegangen war. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leicht bekleideten Achseln in seidne Tücher gehüllt, die diesen Fenstern zunächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder zuschloß. Des Herzogs Gesicht, der indes auf der anderen Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurückkehrte und sah, daß man eigenmächtig seinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenster, die ich vorhin geöffnet, hier wieder zugemacht?“ fragte er die Bedienten des Hauses, deren keiner jedoch auch nur einen Seitenblick auf Goethe zu tun wagte. Dieser aber trat sogleich mit jenem ehrerbietig schalkhaften Ernste, wie er ihm eigen ist, und dem oft die feinste Ironie zugrunde liegt, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „Ew. Durchlaucht haben zwar das Recht über Leben und Tod der sämtlichen Untertanen. Aber erst nach Urteil und Spruch!“ Der Herzog lächelte, und die Fenster wurden nicht wieder geöffnet. *(Johannes Falk.)*

*

Goethe aß zuweilen bei der Herzogin Amalie in Tiefurt zu Mittag. Er beschwerte sich, daß der dortige herzogliche Mundkoch Goullon so oft Sauer-

kraut vorsetze. Eines Tages, da man ihm wieder Sauerkraut aufgetischt hatte, stand er voll Verdruß auf und ging in ein Nebenzimmer, wo er ein Buch aufgeschlagen und auf dem Tisch liegen fand. Es war ein Jean Paulscher Roman. Goethe las etwas davon, dann sprang er auf und sagte: „Nein, das ist zu arg! Erst Sauerkraut und dann fünfzehn Seiten aus Jean Paul! — das halte aus, wer will!"

(Johannes Falk.)

*

Goethe behandelte den kränklichen, oft launischen Schiller wie ein zärtlicher Liebhaber, tat ihm alles zu Gefallen, schonte ihn und sorgte für die Aufführung seiner Trauerspiele. Doch manchmal brach Goethes kräftige Natur durch, und einmal, als eben die „Maria Stuart" bei Schiller besprochen war, rief Goethe beim Nachhausegehen: „Mich soll nur wundern, was das Publikum sagen wird, wenn die beiden Huren zusammenkommen und sich ihre Aventuren vorwerfen!" *(Friedrich Schlegel.)*

*

Einen Abend demonstrierte Knebel in heftigster Weise seine Ansichten dem still horchenden Goethe vor, und als er keine Gegenrede erhielt und betroffen darüber vor Goethe stehen blieb, erwiderte dieser ganz behaglich: „Ach, sag doch noch mehr so was Dummes!"

(Amalie von Helvig, geb. von Imhoff.)

*

Als Goethe Frau von Staël zum ersten Male in ihrem Logis besuchte, regalierte sie ihn mit der Erzählung, wie sie Schillers Bekanntschaft in den Zimmern der Herzogin gemacht habe. Beide waren zur regierenden Herzogin selbst geladen und fanden sich da, bevor die Herzogin selbst erschien, in

ihrem Zimmer. „J'y entre, j'y vois un seul homme grand, maigre, pâle, mais dans un uniforme avec des épaulettes. Je le prends pour le commandant des forces du duc de Weimar, et je me sens pénétré de respect pour le général. Il se tient à la cheminée dans un silence morne. En attendant je me promène dans la chambre. Puis vient la duchesse et me présente mon homme que j'avais qualifié de général sous le nom de Mr. Schiller. Me voilà toute interdite pour quelques instants." — „Que penserez vous donc de moi," répondit Mr. Goethe, „si vous me verrez dans le même costume?" (Es ist die Weimarische Hofuniform, die Goethe auch trug, wenn er an den Hof ging.) — „Ah, je ne m'y tromperais point, et puis cela vous ira à merveille à cause de votre bonne et belle (avec un geste fort significatif) rotondité!"

(Karl August Böttiger.)

*

Als die neuen Almanache (auf das Jahr 1804) ankamen, der Chamisso-Varnhagensche war auch darunter, nahm Goethe einen nach dem andern, hielt sie an seine und seiner Frau Ohren und fragte: „Hörst Du was? Ich höre nichts. Nun, wir wollen die Kupfer betrachten, das ist doch das Beste." Und so legte man die Almanache beiseite.

(Ludwig Robert.)

*

Johanna Schopenhauer erzählt: Bei Goethen wars den Abend ganz allerliebst, er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamieren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen und las mir mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, „Die Mitschuldigen" betitelt, vor. Er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirts darin übernommen, was bloß mir zu

Ehren geschah, sonst tut er das nicht. Ich habe nie was Ähnliches gehört, er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamiert, niemand hat das Komische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute, ein paar waren ihm zu kalt: „Seid ihr denn gar nicht verliebt?" rief er komisch erzürnt, und doch wars ihm halber Ernst. „Seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahre alt, und ich kanns besser!"

*

Nach der Aufführung eines Stückes von Zacharias Werner aß man bei Adele Schopenhauer zu Nacht. Die Frauen nahmen an einer improvisierten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern herum. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirtin schon des Tages zuvor gegessen; in ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittwunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem, bekanntlich sehr zynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!" Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der „Wanda" auf den Kopf.

(Karl von Holtei.)

*

Spaßhaft zu sehen, wie der alte Meister diejenigen behandelte, welche im Bewußtsein eigener Berühmtheit sich an ihn drängten und ihr einseitiges Streben bei ihm geltend machen wollten. Unter andern begegnete er Campe im Saale zu Karlsbad. Dieser sagte Goethen eine Menge artiger Dinge in recht deutsch

gewandten Perioden, worauf Goethe dem Puristen als Erwiderung so vieler Höflichkeit die einfache Frage tat: „Wie konveniert Ihnen das Bad?"

(Ernst von Pfuel.)

*

Als im Jahre 1811 die Brüder Boisserée nicht mit ihrer Sammlung von Madonnenbildern nach Weimar kamen, freute sich Goethe und erzählte es Charlotte von Schiller. „Mir ists auch nicht unlieb," sagte sie, „denn ich bin auch entübrigt, diesen Herren eine Artigkeit zu erzeigen." Da entgegnete Goethe: „Liebes Kind, eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich schon. Da nehmt ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Kolonialwaren und setzt die Fremden da herum und glaubt, alles getan zu haben, während wir andern wirklich artig sein müssen."

*

Die beiden großen Meister des Wortes und des Tones, Goethe und Beethoven, gingen gemeinsam in Karlsbad tiefer ins Tal spazieren, um ungestörter miteinander sprechen zu können. Überall aber, wo sie gingen, wichen ihnen nach links und rechts ehrerbietig die Spaziergänger aus und grüßten. Goethe, über diese Störung verstimmt, sagte: „Es ist verdrießlich, ich kann mich der Komplimente hier gar nicht erwehren". Beethoven erwiderte ruhig lächelnd: „Machen sich Ew. Exzellenz nichts draus, die Komplimente gelten vielleicht mir!"

(August Ludwig Frankl.)

*

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Heidelberg im September 1814 wünschte Goethe nach der Schloßruine geführt zu werden, doch so, daß es kein Aufsehen errege, da man ihm, wie er vernommen, schon überall auflaure. Die Boisserées ver-

sprachen, ihn durch den Thibautschen Garten dorthin zu bringen, was auch geschah. Sie begleiteten ihn ein Stück Weges hinauf und ließen ihn dann allein, wie es sein Wunsch war. Inzwischen hatte oben auf der Bank schon ein anderer Gast Platz genommen; dies war Schwarz, der Geheime Kirchenrat und Verfasser des bekannten Werkes über die Erziehungslehre, der zufälligerweise erfahren hatte, daß Goethe in Heidelberg sei und früh die Schloßruine besuchen wolle. Er war ihm auf diese Weise zuvorgekommen, und als Goethe erschien, redete er ihn auch sogleich an und pries sich glücklich, ihn endlich zu sehen und fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem Wilhelm Meister beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe, der dem unzeitigen Frager nicht ausweichen konnte, fügte sich in das Unvermeidliche, indem er erwiderte: „Das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein. Ja, ja! ich habe den Wilhelm Meister für ein Erziehungsinstitut geschrieben, und ich bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen." — Schwarz war entzückt über die neue Entdeckung und lief sogleich in ganz Heidelberg umher, um seinen Bekannten mitzuteilen, daß Goethe nun endlich wisse, warum er den Wilhelm Meister geschrieben habe. *(Johann Baptist Bertram.)*

*

Die Schauspieler nahmen sich in einer Probe wie immer in Goethes Gegenwart sehr zusammen, und die Probe ging untadelig vonstatten. Die Agierenden waren sehr erfreut, der Exzellenz keine Veranlassung gegeben zu haben, sich über dieses oder jenes mißfällig zu äußern. Eine Schauspielerin, die dem

Geheimrat eine Bitte vorzutragen wünschte, begab sich in seine Loge. Und siehe da, der Meister schlief ganz behaglich.

*

Als Goethe im Februar 1823 schwer krank lag, sagte der Leibarzt Rehbein zu ihm: „Das Inspirieren geht leichter als das Exspirieren." — „Freilich," antwortete er, „ich fühle das am besten, ihr Hundsfötter." *(Friedrich von Müller.)*

*

Eines Tages war der Maler und Architekt Zahn bei Goethe zu Gast. Das Gespräch verweilte besonders bei Italien und seinen Kunstschätzen. Goethe veranlaßte Zahn, von seinen Studien im Vatikan zu erzählen. Alle erinnerten sich mit Entzücken an Rom und priesen mit Begeisterung seine Herrlichkeit. Nur Fräulein Ulrike glaubte ihrer protestantischen Entrüstung gegen den Papst und seine Regierung Luft machen zu müssen. Der alte Goethe schmunzelte überlegen: „Räche dich, meine Tochter, mit diesem hier!" sprach er launig und reichte der Eiferin einen *Zahn*stocher hinüber.

(Johann Karl Wilhelm Zahn.)

*

Einmal bemerkte Eckermann, er entsinne sich nicht, daß Goethe je in Gotha gewesen sei. „Das hat so seine Bewandtnis", erwiderte Goethe lachend. „Ich bin dort nicht zum besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon eine Geschichte erzählen. Als die Mutter des zuletzt regierenden Herzogs noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Teetisch, als die beiden zehn- und zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermütig, wie

ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: ‚Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?' Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen!"

*

K. v. Holtei wollte in Weimar die „Helena" vorlesen. Er erzählt: Ew. Exzellenz! sagte ich fest, denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen, ich soll morgen die zu Faust gehörige Helena vorlesen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helenas Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer verteilt? Ob eine bestimmte Andeutung — Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: Ja, ja, ihr guten Kinder, wenn ihr nur nicht so dumm wäret! Hierauf ließ er mich stehen.

*

K. H. Ritter v. Lang berichtet aus dem Jahre 1826: „Auf der Rückreise gings nach Weimar, wo ich mich vom Teufel verblenden ließ, mich bei seinem alten Faust, dem Herrn von Goethe, in einem, mit untertänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb eins. Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndikus trat mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Bayern sagte, zu und brach dann in die Worte aus: ‚Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem

Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungs-Anstalt haben?' — Antwort: ‚Jawohl.' — Nun erging die Einladung, alles im kleinsten Detail zu erzählen, wie es bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde. Ich erwiderte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöscht werde, oder Ort oder Haus wirklich abbrenne. — ‚Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen.' — Ich blies also mein Feuer an und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich sausen, die Herrn Landrichter vergeblich brausen: rücke anderen Tages mit meinem Augenscheine aus, lasse den Schaden einschätzen, von der Schätzung so viel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbaurisse machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern schmachten, und zahle dann in zwei, drei Jahren das abgehandelte Entschädigungssümmlein heraus. Das hörte der alte Faust mit an und sagte: ‚Ich danke Ihnen.' Dann fing er weiter an: ‚Wie stark ist denn die Menschenzahl von so einem Rezatkreis bei Ihnen?' — Ich sagte: ‚Etwas über 500 000 Seelen.' — ‚So! so!' sprach er. ‚Hm, hm! Das ist schon etwas.' — Ich sagte: ‚Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen.' — Darauf gab er mir die Hand, dankte mir für die Ehre meines Besuches und geleitete mich zur Tür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte."

*

Auf einem Ball der Gräfin Henckel, bei dem die anwesenden Engländer sich zum Teil recht unnütz gemacht hatten, beklagte sich Hofrat Vogel, des

alten Großherzogs und Goethes Hausarzt, daß einige Söhne Albions sich in den Tanzpausen der Länge lang auf den Sofas herumgeräkelt, während ihre Tänzerinnen vor ihnen gestanden. Das schien freilich sehr schlagend. Aber Frau Ottilie, Goethes Schwiegertochter, die sich selbst den britischen Konsul in Weimar zu nennen pflegte, ließ sich nicht irremachen. „Schon längst“, erwiderte sie, „hab ichs der Großmama gesagt, daß die Kanapees in den Ecken des Saales völlig unbrauchbar sind, sie stecken so tief in der Mauer und sind so breit, daß, um einigermaßen bequem zu sitzen, man unwillkürlich in eine liegende Stellung kommt.“ — „Nun, ich weiß doch nicht!“, entgegnete Vogel sehr bescheiden, „ich habe mit Frau von X. (nebenbei erwähnt — eine recht häßliche Dame) dort gesessen, und ...“ — „Und“, unterbrach ihn Goethe, „ihr bekamt keine Lust, euch zu legen? Oh, ihr guten Kinder!“ *(Karl von Holtei.)*

*

Goethe erzählte Anekdoten sehr hübsch, bemerkt Soret. „Ich war“, sagte er, „mit einem Freunde am Abend im Hofgarten spazieren, als wir am Ende der Allee zwei andere wohlbekannte Gestalten bemerkten, die ruhig nebeneinander hergingen. Ihre Namen mag ich nicht nennen; es trägt auch zur Geschichte nichts bei. Sie unterhielten sich und schienen sich um weiter nichts zu kümmern, als sich plötzlich ihre Köpfe einander zuwandten — zu einem kräftigen Kusse. Danach gingen sie in der alten Richtung weiter und nahmen ernsthaft ihr Gespräch wieder auf, als ob nichts vorgefallen wäre. ‚Haben Sie gesehen?‘ rief mein Freund ganz außer

sich. — ‚Nun ja,‘ antwortete ich ganz ruhig, ‚ich sehe wohl, aber ich glaube nicht.‘“

(Friedrich von Soret.)

*

Goethe war nicht erbaut von dem Enthusiasmus, den der Brüsseler Advokat Haumann bei seinem Besuch für die Werke des Sozialisten Bentham zeigte. Er hat Bentham immer für einen Narren, einen Verrückten gehalten. Er unterbrach daher Haumann inmitten seiner Phrasen: „Sie vergleichen mich, mein Herr, mit Bentham hinsichtlich der Tätigkeit in einem vorgerückten Alter; das ist sehr schön, aber es besteht ein großer Unterschied zwischen uns, und zwar der: ich bin „une racine“ und er „un radical“. *(Friedrich von Soret.)*

*

Goethe ging einst mit einem Herrn von Stein in den Bergen bei Karlsbad herum und suchte eifrig nach Steinen während eines derben Landregens.

Stein, ungeduldig, trieb nach Hause, der Dichter zögerte aber immer. Endlich rief Stein ärgerlich: „Nun, wenn die Steine Sie so interessieren, zu welchen Steinen rechnen Sie mich denn?“

„Zu den Kalksteinen, mein Bester,“ erwiderte Goethe gelassen, „wenn Wasser auf sie kommt, so brausen sie auf.“ *(O. L. B. Wolff.)*

*

Man erzählte sich in Weimar, daß während der Spazierfahrten Goethes und Heinrich Meyers das Gespräch sich auf folgenden Gedankenaustausch beschränkte: von Zeit zu Zeit stoße Goethe ein wiederholtes „Hm, hm!“ aus, welches Meyer dann wandellos mit dem bedeutungsvollen Ausruf beantworte: „So ischt's!“ *(Ferdinand Hiller.)*

*

Der treue Diener Goethes, Karl, erhält am 27. August 1818 in Karlsbad früh den Befehl, zwei Flaschen Rotwein nebst zwei Gläsern heraufzubringen und in den sich gegenüberliegenden Fenstern aufzustellen. Nachdem dies geschehen, beginnt Goethe seinen Rundgang im Zimmer, wobei er in abgemessenen Zwischenräumen an einem Fenster stehen bleibt, dann am andern, um jedesmal ein Glas zu leeren. Nach einer geraumen Weile tritt der Hofmedikus Rehbein, der ihn nach Karlsbad begleitet hatte, ein.

Goethe: Ihr seid mir ein schöner Freund! Was für einen Tag haben wir heute und welches Datum?

Rehbein: Den siebenundzwanzigsten August, Exzellenz.

Goethe: Nein, es ist der achtundzwanzigste und mein Geburtstag.

Rehbein: Ach was, den vergesse ich nie; wir haben den siebenundzwanzigsten.

Goethe: Es ist nicht wahr! Wir haben den achtundzwanzigsten.

Rehbein *(determiniert)*: Den siebenundzwanzigsten!

Goethe *(klingelt, Karl tritt ein)*: Was für ein Datum haben wir heute?

Karl: Den siebenundzwanzigsten, Exzellenz.

Goethe: Daß dich —! Kalender her! *(Karl bringt den Kalender.)*

Goethe *(nach langer Pause)*: Donnerwetter! Da habe ich mich ja umsonst besoffen.

(Eduard Genast nach der Erzählung des Hofmedikus Wilhelm Rehbein.)





Lucas Cranach: Die Marter der heiligen Barbara.
Holzschnitt.

JAKOB BÖHME / VIERZIG FRAGEN VON DER SEELE

FRAGE 1, 4. Und ob wir wohl nicht können von Gott sagen, daß die lautere Gottheit Natur sei, sondern Majestät in Dreizahl, so müssen wir doch sagen, daß Gott in der Natur sei; ob ihn wohl die Natur nicht greifet oder fasset, so wenig die Luft kann den Sonnenglanz fassen; so müssen wir doch sagen, daß die Natur sei in seinem Willen erboren, und eine Sucht sei aus der Ewigkeit: Denn wo kein Wille ist, da ist auch kein Begehren. — 5. So ist aber in Gott ein ewiger Wille, der er selber ist, sein Herz oder Sohn zu gebären, und derselbe Wille machet die Rügung oder den Ausgang aus dem Willen des Herzens, welches ein Geist ist: Also daß die Ewigkeit in dreien ewigen Gestalten stehet. 13. Erstlich ist die ewige Freiheit, die hat den Willen und ist selber der Wille. Nun hat ein jeder Wille eine Sucht etwas zu tun oder zu begehren, und in demselben schauet er sich selbst; er siehet in sich in die Ewigkeit, was er selber ist; er machet ihm selber den Spiegel seinesgleichen; denn er besiehet sich, was er ist, so findet er nun nichts mehr als sich selber, und begehret sich selber. — 14. Das ist die andere Gestalt, die begehrend ist und hat doch nichts als sich selbst: So zeugt sein Begehren das Modell seines Willens in sich, und schwängert sich selber, daß also eine Finsternis oder Überschattung im Willen wird, welches der Wille auch nicht haben will, sondern das Begehren: Die Sucht macht das und ist auch nichts,

das das Begehren verzehren oder vertreiben mag. Denn was vor dem Begehren ist, außer der Sucht, das ist frei und ein Nichts und da es doch ist: So es aber etwas Erkenntliches wäre, so wäre es ein Wesen, und stünde wieder in einem Wesen, das das gäbe. So es aber ohne Wesen ist, so ists die Ewigkeit, das ist gut, denn es ist keine Qual, auch hats keinen Wandel, sondern ist eine Ruhe und ewiger Friede. — 23. So ist nun ein Begehren, scharf und ziehend und machet die dritte Gestalt, nämlich eine Regung in sich selber, und ist der Urstand der Essentien, daß im Auge und im Willen Essentien sind, und der Wille mags doch auch nicht leiden, daß er gezogen wird: denn sein eigen Recht ist stille sein und das Auge im Zirkel in der Kugel halten und kann sich auch nicht wehren vorm Ziehen und vorm Erfüllen; denn er hat nichts, damit er kann sich wehren, als das Begehren. — 28. Und die vierte Gestalt macht es selber, als den Blitz, denn die Freiheit ursachet das, und das ist der Anzünder der Angstqual; denn das Begehren in der Finsternis will nur die Freiheit haben. So ist die Freiheit ein Licht ohne Schein, ist gleich einer hochtiefen blauen Farbe, mit Grün gemenget, da man nicht weiß, was das für eine Farbe ist, denn es sind alle Farben darinnen; und das Begehren in sich selber in seiner strengen Angst und Schärfe bricht die Farben und macht in sich den schrecklichen verzehrenden Blitz und verwandelt ihn nach der Angst, daß er rot wird. So lässet sich doch auch die Freiheit im Begehren nicht binden oder fangen, sondern sie wandelt sich vom roten Blitze im Lichte in einen Glanz der Majestät: Und das ist in der Freiheit eine erhebliche große Freude. — 34. Gott ist zusammen ein Geist, und stehet von

Ewigkeit in dreien Anfängen und Enden, und nur in sich selber: ihm ist keine Stätte funden, und hat auch nichts in sich, das ihm gleichet; es ist auch nichts, das etwas mehrers könnte suchen und offenbaren, als sein Geist; der offenbaret sich von Ewigkeit in Ewigkeit immer selber: er ist ein ewiger Sucher und Finder, als nämlich sich selber in großen Wundern; und was er findet, das findet er in der großen Kraft. Er ist das Eröffnen der Kraft, sein ist nichts gleich, und ihn findet nichts, als nur was sich in ihn anneiget, das gehet in ihn ein, was sich selber verleugnet, daß es sei; so ist der Geist Gottes darinnen alles, denn es ist ein Wille im ewigen Nichts, und ist doch in allem wie Gottes Geist selber. — 35. Und das ist das höchste Mysterium, und darum, so ihr dies wollet finden, so suchets nicht in mir, sondern in euch selber, aber nicht in eurer Vernunft, die muß sein als tot, und euer begehrender Wille in Gott: so ist doch in euch das Wollen und Tun, so führet der Geist Gottes euren Willen in sich, so möget ihr alsdann wohl sehen, was Gott ist... — 36. Ich ermahne euch brüderlich, daß ihr es nicht also schwer suchet. Ihr werdets nicht also mit Forschen ergründen, wiewohl ihr von Gott erkannt und lieb seid und euch auch dieses darum gegeben wird zu einer Richtschnur: So habe ich doch keine Gewalt außer mir euch zu geben; allein folget meinem Rate und gehet aus eurem schweren Suchen in der Vernunft aus, in Willen Gottes, in Gottes Geist, und werfet die äußere Vernunft weg, so ist euer Wille Gottes Wille, und Gottes Geist wird euch suchen in euch. — 37. Und so er euren Willen in sich findet, so offenbaret er sich in eurem Willen, als in seinem Eigentum: denn so ihr den los gebet, so ist er sein; denn er ist alles, und wenn er gehet,

so fahret ihr fort, denn ihr habet göttliche Macht: alles, was ihr dann forschet, da ist er innen, so ist ihm nichts verborgen; also sehet ihr in seinem Lichte, und seid sein. — 38. Lasset euch keine Furcht schrecken, es ist nichts, das euch das könne wegnehmen, als eure Imagination; die lasset nicht im Willen, so werdet ihr Gottes Wunder in seinem Geiste wirken ... — 74. Denn diese Welt ist eine materialische Sucht aus der ewigen und ist in der Schärfung als im Verbo Fiat durch den Wasser-Himmel materialisch greiflich worden, wie an Erde und Steinen zu sehen: Und das Firmament mit den Elementen ist noch die Sucht und suchet das Irdische, denn es kann nicht zurück ins Ewige greifen. Denn alle Wesen gehen vor sich, bis so lange das Ende den Anfang findet, dann verschlingt der Anfang das Ende wieder und ist als es ewig war, ohne daß das Modell bleibet, denn das Modell ist aus dem Ewigen, daraus die Schöpfung ausging in ein Wesen, gleich dem Wunderauge Gottes. — 80. So wir gründlich wüßten die Stunde des sechsten Tages, in der die Schöpfung ist vollendet worden, so wollten wir euch das Jahr und Tag, verstehe des Jüngsten Tages, darstellen; denn es schreitet keine Minute darüber, es hat sein Ziel, das stehet im innern Circul verborgen. — 99. Denn ein Begehren ist Sucht, und in der Sucht stehet die Figur der Sucht: Die Figur machet die Sucht offenbar. Also wohnet der Geist auch in seiner eigenen Figur, in der Kraft und im Lichte der Majestät, und ist eine Bildnis nach Geistes Eigenschaft. — 100. Nicht ist der Geist die Bildnis, sondern die Sucht und sein Begehren ist die Bildnis; denn er wohnet in sich selber in seiner Sucht und ist eine andere Person in seiner Figur, als der Kraft Figur, und nach diesem

Wesen wird Gott dreifaltig in Personen genannt. — 185. Die Seele urstandet im Feuerleben; denn ohne die Feuerquelle bestehet kein Geist, und gehet mit ihrem eigenen Willen aus sich durch den Tod, das ist, sie achtet sich als tot, und ersinket in sich selber als ein Tod, so fällt sie mit ihrem Willen durch des Feuers Principium in Gottes Lichtauge, da ist sie des Heiligen Geistes Wagen, darauf er fähret.

Aus der von Hans Kayser herausgegebenen Böhme-Auswahl, die in der Sammlung „Der Dom. Bücher deutscher Mystik" erschien.



JACOB GRIMM / DIE ELSASSER

Geschrieben 1814

ES ist so grundfalsch, zu behaupten, der Elsaß und sein Volk sei undeutsch geworden und gar französisch, daß, wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche heimatliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz allen angeklebten französischen Affischen und der umlaufenden Garnison. Jeder, der sich im tieferen Deutschland aus einer Fürsten- in eine freie

Reichsstadt versetzt, aus Hannover nach Bremen, aus Cassel nach Frankfurt, wird das verstehen, weil er dabei etwas Ähnliches, wenn auch Schwächeres gefühlt hat. Die Masse ist in den Reichsstädten reiner, freier und sich treuer geblieben. Ebenso ist ein deutscher Volksstamm vor dem andern stärker, härter und ungetrübter; denn zusammenhängt am festesten, was schon lange zusammengehangen und miteinander eine Geschichte gehabt hat. Darum sind uralte und fast heilige Namen in Deutschland, wie Sachsen, Thüringen, Hessen, Franken, Bayern, ein voller Laut, wobei sich mehr im Herzen regt, als wenn man von Württembergern, Badnern, Darmstädtern hört, denen etwas Volksmäßiges, Sittliches gebricht, was sie sich mit dem besten Willen nicht einmal selber geben könnten. Ein solcher gesunder, haltfester Schlag Menschen sind auch die Elsasser; seit er vor mehr als hundert Jahren schmählich von Kaiser und Reich im Stich gelassen war, hat er sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrechterhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtung der Stuben geht.

Fragt man nach der Sprache, die deutsche ist überall die herrschende, selbst unter den Vornehmen die häusliche, trauliche; daß mehr Französisch als vor fünfzig Jahren gesprochen wird, folgt unvermeidlich, besonders aus der alles mischenden, mengenden Revolution; leicht aber ist verhältnismäßig mehr Französisch in Mainz oder Koblenz im Verlauf von zwanzig Jahren eingedrungen, als in Straßburg seit der ersten Besitznahme. Wir alle nennen das Französische nur französisch, der Elsasser nennt es immerfort lieber welsch; und welsch und

fremd, unheimlich und unvereinlich ist es ihm, Gott sei Dank, bisher geblieben[1].

Was von der Hauptstadt gilt, gilt auch von dem mit Unrecht verleumdeten Colmar, worin bloß soviel Beamtenvolk aus Frankreich nisten soll; und nun gar vom Land und dem herrlichen Gebirgsstrich, wo man die ganze gründliche deutsche Art und unser stilles, dauerndes Wesen wiederfindet.

Es ist ja überhaupt gewiß und im Zweifel nicht zu vergessen: was unsere Sprache redet, ist unseres Leibs und Bluts und kann undeutsch heißen, allein nicht undeutsch werden, solange ihm dieser Lebensatem aus und ein geht.

Was schlägt es uns aus, daß ein paar gereizte Bauern und meinetwegen Dorfschaften, gedrangsalt vom Krieg und Kriegsnot, und vielleicht be-

---

[1] Man wisse zu unterscheiden dieses Bequemen zum Französischen aus Zwang und Not von der Lust dazu aus Albernheit und Verkennung des Vaterlandes an deutschen Höfen und unter dem Adel. Jetzt wird bald immer mehr die Volksmeinung einen Makel setzen auf alles französische Kauderwelschen, auch ist es heilsamer aus allgemeinem Widerwillen gegen alles, was uns aus diesem Lande kommt, und der sich vorerst lange gar keine Gründe schuldig ist, im Einzelnen ungerecht zu sein, als es dem großen Unheil zu überlassen, ob es einzelnes Gutes stiften möge. Stumpfen und Verkehrten sollte wenigstens durch eine hohe Besteuerung französischer Sprach- und Tanzmeister, Bonnen und Akteurs die Lust benommen werden; und unsere Diplomaten sollten auch endlich einmal lernen einsehen, abzusehn von ihrem Unstolz, welches Übergewicht der Feind durch seine abgeschliffene Sprache behauptet und was er damit erschleicht. Es ist nützlich, mehrere Sprachen zu verstehen, aber stets gefährlich und unnatürlich, eine fremde ebenso gut sprechen zu wollen wie die mütterliche, weswegen es den Deutschen, daß ihnen mehr als andern das Geschick dazu fehlt, zu einem innern Lobe gereicht.

handelt, wie nur die verdient haben, zu welchen man sie jetzt auch innerlich gesellen will, gesagt haben sollen, sie begehrten keine Rückkehr zu uns, sondern lieber wie bisher zu bleiben? Dergleichen alles kann ein elsasser Bauersmann, und nicht bloß ein elsasser, sondern ein pfälzischer, trierischer geredet und geglaubt haben, ohne daß er im geringsten französisch wäre, und man brauchte nur aus andern öffentlichen Äußerungen dem Einzelnen anderes Einzelnes entgegenzustellen. Mit dem wahren deutschen Sinn und mit der rechten Vaterlandsliebe insgemein ist es so beschaffen, daß sie von selbst und verborgen in der Brust wächst, und da ist sie an ihrer Stelle, wenn sie auch vielleicht im ganzen Leben nicht zur Sprache gelangt. Dem Landmann liegt zunächst, was seinen Hausstand und seine Persönlichkeit anrührt, am Herzen; über alles Weitergehende, Öffentliche ist seine Meinung seltener, und darum unverdorben und gut; aber sobald der rechte Punkt getroffen wird, bricht sie aus, und es gibt Deutschgesinnte in großer Menge, die es nie gewußt oder überlegt haben, daß, noch warum sie es sind. Bei dem elsassischen Volk kommt hinzu, daß es vor der Revolution in vielem Äußeren gelind und mild regiert und bei manchen seiner Eigentümlichkeiten und Rechte gelassen worden war, wie nicht andere Länder mitten in Deutschland. Das Andenken hieran, neben dem Bewußtsein der langen, äußerlich gewohnten und gesetzlich anerkannten französischen Oberherrschaft, hat eine nicht so wegzuleugnende Rechtlichkeit, und darf dem gemeinen Manne, wenn ihm etwa Rheinbündner hoch und zierlich von Deutschland redeten, nicht vorgeworfen werden; der gebildete Elsasser sieht freilich weiter und drüber hinaus. Nur in e i n e m Gefühl waren Vornehme,

Bürger und Bauern einig, in der entschiedenen Abneigung vor dem badischen und württembergischen Unwesen, das sie tagtäglich vor Augen sahen, und woran bald näher teilnehmen zu müssen man ihnen Aussicht machte. Für eine freie, eigene Verfassung stimmen sie alle, die fast nichts mehr vom Adel (abgetragenem und abgestandenem) wissen, wie er im nördlichen Deutschland neuerdings wieder spuken will, und welche die Revolution selbst darin bestärkt hat, den offenen Blick auf ihre innere Einrichtung zu erhalten. — Das andere, daß Straßburger Bürger nicht mehr zum Brunnen nach Baden herüber wollen, ist nun gar ein Spaß, wenn es etwas mehr bedeuten soll, als ganz persönlich liegende Erwiderungen von Unnachbarlichkeiten. So hörte ich in Straßburg erzählen, daß ich weiß nicht mehr ob das württembergische oder badische Offizierkorps unter anzüglichen Ausdrücken für die Elsasser öffentliche Weisung empfangen hätte, diese Stadt zu vermeiden.

Die Elsasser sind und hören uns von Gott und Rechts wegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigen Fleisch sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führe. Die Geschichte hat nicht vergessen, aber ihre Herzen längst (wie Kinder auch sollen gegen ihre Mutter), daß die vom Feind geängstigte, Kaiser und Reich um Hilfe flehende Stadt ohne Erbarmen gelassen wurde; wohl aber wissen noch die Straßburger, wie der höhnische Louvois, aus Verachtung ihrer angestammten Reichsfreiheit, nicht einmal Bedingungen abschließen wollte, endlich ein Blatt aus einem alten Buche riß, etwas darauf kritzelte und darauf durch das kleine Pförtchen seinen ersten Einzug hielt...

ERNST BERTRAM / STRASSBURG

I

Gramvolles Wunder unsres Horizonts.
Geliebteste, wo deine ewige Nadel
Sich bohrt in unsern Himmel, unser Herz,
Stadt unsrer Buße: o wie ging ehmals
Ein Betgebirge roter Seligkeit
Die Münsterfabel, träufelnd Abendblut,
Dem Knaben auf!
Wie sauste Hochwind um erhitzte Stirn,
Da weiße Vögel über Dächerrot
Schwarzsegelnd stiegen, rings die Edelschau:
Ein Himmel und Ein Tal, Ein Strom, Ein Volk!
Nun werden wir
Mit Leibesaug das Wunder nicht mehr grüßen,
Allmondlich zwingt allein uns Trauerwahn
Traumgassen durch zur ungeheuren Wand,
Und ewig reißt dein roter Heimwehstrahl
Uns überm Strom
Den späten Himmel auf — und unser Herz.

II

Allzu getreue Stadt, du deines Volks
Unselig liebes Abbild: dich verleugnend
Wie bist du unser! Die beraubten Brüder
Bespeiend, Ausgetriebene eignen Bluts,
Heiligen Laut verpönend guter Ahnen,
Zujauchzend dunklen Fremden ohne Sieg:
Wie bist du Wir! vom bösen Gott des Nords
Mit solchem Spruch begabt, daß ewig nur
Nahbrüderliche Hand uns meucheln muß.

Du läßt verwaisen ihres Mutterlauts
Jahrhundertgassen deines Kinderspiels,
Und, einstens Mehrerin des heiligen Klangs,
Formst du den eignen Knaben fremde Lippen,
Verleugnest strenge Meister deines Morgens,
Errötest deinem Namen — doch nur mehr
Dadurch uns zugefremdet, unserste
All unsrer Städte, bleibst du unser durch
Abschwörung deiner selbst, wie wir, wie wir.

Aus dem Gedichtbuch gleichen Namens.



JOHANNES R. BECHER / DEUTSCHLAND

Jahrhundert du in Rot! ... und ihr die ohnmächtigen Getürme der Städte zerflackert.
Säulen aus Frevel und Mord. Schillernde Lauge, zerätzende Böen vergifteter Asche peitschende Geräte und Herd.
Wo die Tempel verdorrten. Die paradiesischen Örter Beute der kreischenden Horden. Wer hört?
Und schaute fiebernd nah mit Sintflut schwefelgrell der Wende schwarzen Wind, der kämmte keifend meerwärts eueren letzten Acker.

Leucht-Gebirge, die bröckeln und schrumpfen und blassen —
Schiffe um Schiffe die stumpfen Gestade verlassen —
Atem der Würze, der trübt sich und fault und versiegt —
Kind um Kind sei in den Tod gewiegt!

Seuchen und Sümpfe. Entwurzelter Stamm. Und vertrieben —
Hoch um spitze Klippe zäh klebt Fremdling dein Zelt.
Fegt Sturmgeheul dich aus? Die Flüchtlinge schrieben
Schemen aus Splitter und Knochen. Verwaist und zerschellt.

Qualmende Sonne, du stichst in erblindete Scheiben.
Quälender Kerker. Wer schüttet die Nacht übers Land?!
Wer wer läßt die Flöße plötzlich rasend alle abwärtstreiben?
Schlinggewächs. Saugende Schlucht. Zerfressene Hand. Es wandert jede Wand.

O Labyrinth! o Beil! Geripp!! Zerklüftete Bezirke.
Die Wildnis. Überschwemmung. Erdrutsch. Stoß um Stoß.
Die Ställe brüllen auf. Ich sah den Knecht den Herrn erwürgen.
Die Fessel schleift. Und alle Felsen rissen sich vom Grunde los.

Und Leichenbäche. Beulen. Abgefetzte Häute.
Hohlräume klaffend. Vom Gestirn durchfleckt.
Gewundene Krüppel. Feste morscher Bräute.
Gelächter steil. Mit Menschen-Fackeln Plätze rings besteckt.

Chausseen. Fluchten. Biwak und Bagagen.
Zehntausend die erstickten blöd im Kot.
Horn du des Hangs: dein großes Rückzugsblasen!
Ein Blitz. Die Steppe loht! ... Jahrhundert du in Rot!!

Jahrhundert du in Rot! O Brunst! Verzweiflungs-
schächte voll Grimassen.
Verloren ist das Reich. Vergilbt. Ein Raub das Reich.
Wer ruft?! Der Rotte Retter?!... Sänger über
Wassern.
Wer glaubt?! Das Volk hockt taub. Verachtet euch!

Jahrhundert du in Rot! verlorenes Reich!
Wir warten. Frager ohne Ende. Wo?! Geschieht
ein Zeichen?!
Die Reihe schwankt. Die besten Heere weichen.
Phantom du des Verfalls: o Mond aus Eis: du aber
kreist und reifst und schwirrst und bleichst — —

Verlorenes Reich: Gespinst nur noch. Zerfleischt
von Hagelruten.
In Unrat und Gespenster du verstrickt. Wer hemmt
den Fall?!
Europas Völker müssen sich verbluten.
Wer knüpfte es?! Wer deutet's aus?!... Wen
drosselt nicht der Schwall

Der Trommeln und Getrümmer, Lawa-Wucht und
Sieden
Und Böller der Orkane kreuz und quer?!
Verlorenes Reich! Wer soll die Heimatlosen hüten?!
Dein Namen ward gelöscht. Ur-Laut... und Gottes
schwermut-alte Dunkelheiten wieder.
Kraut. Strom. Kein Hauch. Die braunen Ufer.
Rinnen... wüst und leer. — — —

Wer singt?! Was ist ein Lied?!... Ein ungetilgter
Mund.
Gestrüpp aus Harnisch, Speeren. Helm im Ast. Im
Schilf ein Boot.
Was giltst du Tod?! Die Pinien treiben frei aus
unseren Händen.

Vergiß dich! O verlasse dich! Du loderst ungenannt.
Fromm und Legende. Und wanderst unbeschuht.

Was giltst du Tod? Ich wittere mich. Versammelt euch! O Abschied! Höchste Feier.
Ihr Freunde seid bereit. Des Ein-Sinns rätselvoller Krug vergießt sich unerschöpft auf jedem Tisch.
Sie aber träumten dennoch Jahre dumpf, Gewühl und Krampf, vom Neuen Bund.
Du singst! Du singst! Ein Lied! Das Völkerlied! Was gilt ein Tod?!...

Klänge geflügelter Zinnen und Gletscher! Und Klänge aus platzendem Gold!
Klänge aus Urwald und Süden. Klänge: Katarakte zinnober.
Klänge fanatischer Glut. Afrikanische Ernten... Es rollt:
Klänge: Gewitter! Seraphische Märsche! Tollgelb geweiht und erobernd.

Klänge ihr: sprühendes Harz! Klänge vom göttlichen Wahn!
Klänge! Aufspringen die Engen! O Aufschwung! Gesang der Verscharrten.
Klänge: es schimmern die Palmen. O Wüste: entzündeten Plans!!
Klänge... im Saftspiel der Wiesen. Zu Füßen des Engels. Die Kunde von silbernen Fahrten.

Klänge der Antwort. Klänge der klanglosen Ruh.
Klänge — es schmettern die Sphären —: und über Gesetz und Gezeiten.
Klänge: durch Wirbel des Lichtrauschs dem Ewigen Einklang zu!
Gestalten zerfließen. Gepriesen die formlosen Weiten!

Was gilt ein Tod?! Visionen, Töne, Zonen, Horizonte, Tänze ohne Ende!
Granitene Küsten. Blendend. Erfüllt ist mein Gedicht! O Ein-Wort! Sage. Glatte Flut.
O Freude jauchzt! Himmlischer Jüngling schulterschmal und kühn, der die Getränke mischt.
Gewölke und Gewölb. O Lippen! Küsse seligen Brands. Die sterndurchklirrte Leier.

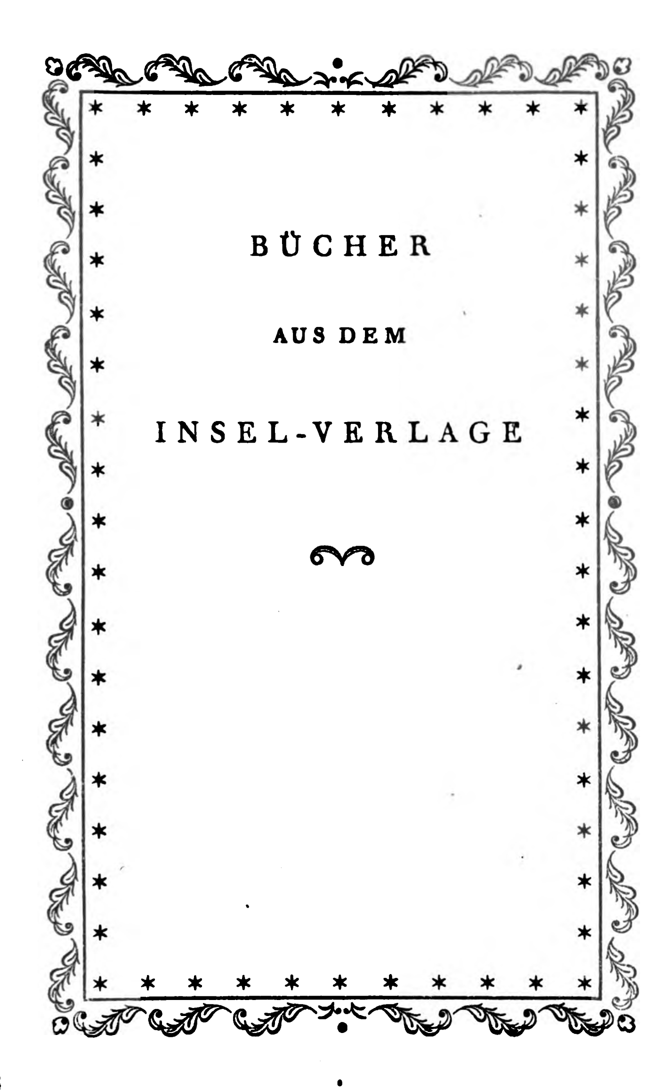
Was gilt ein Tod?! Durchtaut erlöst versöhnt und heiter-trunken — —
Die Locke weht ein Blatt. Die ungescheuchte Herde überschweift mein Haupt. Geheimnis nie erforscht: o Schlafgebiet!
Die Gräber sprießen unterm Grün. Das Feld ist satt. Der Samen stäubt. Es keimt o Volk dein Funken!
Die Welt erwacht!! Die Spötter knien. Bekehrt von deinem Lied.

Aus dem neuen Buche „Um Gott".

GOTTFRIED KELLERS LETZTES GEBET

„Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O fahre hin und kehre täglich wieder! Sieh meinen Gleichmut und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und bin ich müde, o so nimm die Seele, die so leicht an Wert, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und laß sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — — — Ich spähe weit, wohin wir fahren."





BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAGE

Das nachstehende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl aus den Werken des Verlages. Das vollständige Verlagsverzeichnis ist durch alle Buchhandlungen oder den Verlag selbst zum Preise von 30 Pf. zu beziehen.

* DER ACKERMANN UND DER TOD. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem Jahre 1400 von Johannes von Saaz. Faksimilierte Ausgabe des ersten Druckes mit fünf handkolorierten Holzschnitten in 320 numerierten Exemplaren. In Pergament M 350.—; in Halbpergament M 175.—.

* AKSAKOW -SERGEI TIMOFEJEWITSCH: FAMILIEN-CHRONIK. Nach Raczynskis Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* ANDERSEN-NEXÖ -MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von Mathilde Mann. 4.—13. Tausend. In Halbleinen M 26.—.

* ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* ARCOS -RENÉ: DAS GEMEINSAME. Übertragen von Friederike Maria Zweig. Mit 27 Holzschnitten von Frans Masereel. In Pappband M 18.—. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Büttenpapier in Leder M 150.—.

* ARNIM -ACHIM VON: WERKE. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M 36.—; in Halbleinen M 45.—.

* (ARTHURS TOD:) Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs", obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von seinen edeln Rittern vom Runden Tisch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller schmerzlichen Tode und Abscheiden von dieser Welt, welches Buch ins Englische gebracht wurde durch den Ritter Sir Thomas Malory. Übertragen durch Hedwig Lachmann. Einleitung von Severin Rüttgers. Drei Bände. In Pappbänden M 40.—.

* BAHR -HERMANN: ESSAYS. Dritte Auflage. In Pappband M 22.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: BRIEFE AN DIE FREMDE (Frau von Hanska). Übertragen von Eugenie Faber. Eingeleitet von Wilhelm Weigand. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Pappbänden M 24.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. 14. bis 23. Tausend. In Pappbänden M 40.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutsche Übertragung von Heinrich Conrad. 6.—9. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: TANTE LISBETH. Übertragung von Arthur Schurig. Zweite Auflage. In Halbleinen M 25.—; in Halbpergament M 50.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: VERLORENE ILLUSIONEN. In der von Johannes Schlaf revidierten Übertragung von Hedwig Lachmann. Zweite Auflage. In Halbleinen M 30.—; in Halbpergament M 55.—.

* BECHER -JOHANNES R.: GEDICHTE UM LOTTE. In Pappband M 8.50.

* BECHER -JOHANNES R.: GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M 11.—.

* BECHER -JOHANNES R.: DAS NEUE GEDICHT. In Pappband M 11.—.

* BECHER -JOHANNES R.: UM GOTT. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Aus dem Vorklang.) In Pappband M 20.—.

* BERGMANN -ANTON: ADVOKAT ERNST STAAS. Skizzen und Bilder. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—6. Tausend. In Pappband M. 10.—.

* BERTRAM -ERNST: GEDICHTE. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* BERTRAM -ERNST: STRASSBURG. Ein Kreis. In Pappband M 10.—.

* BIERBAUM -OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung, Leisten und Schlußstücke von Heinrich Vogeler-Worpswede. 66.—75. Tausend. In Pappband M 12.—.

* BINDING -RUDOLF G.: DIE GEIGE. Vier Novellen. 10.—14. Tausend. In Pappband M 15.—.

* DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. 11.—14. Tausend. In Pappband M 16.—.

* BOCCACCIO -GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Revidierte Übertragung von Albert Wesselski. Neugestaltung der Gedichte von Theodor Däubler. Eingeleitet von André Jolles. Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. 21.—30. Tausend. Dünndruckausgabe in einem Bande (1080 Seiten). In Leinen M 45.—; in Leder M 120.—.

* BÖHME -JAKOB: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M 30.—; in Halbpergament M 48.—.

* DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zwei Serien zu je drei Bänden. Druckleitung, Titel- und Einbandzeichnung von E. R. Weiß.

Erste Serie (Bd. I—III), enthaltend „Von Liebe und Treue", „Vom rechten Weg" und „Mären und Lehren". 4.—7. Tausend. In Pappbänden M 40.—; in Halbpergament M 120.—.

Zweite Serie Bd. IV: „Weisheit und Torheit". In Pappband M 18.—; in Halbpergament M 40.—.

Band V und VI: „Dämonengeschichten" und „Fromme und Heilige" werden 1921 erscheinen.

* BRAUN -FELIX: TANTALOS. Tragödie in fünf Erscheinungen. In Pappband M 9.—.

* BUBER -MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* BUBER -MARTIN: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* BUBER -MARTIN: DIE LEHRE, DIE REDE UND DAS LIED. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* DAS BUCH DER FABELN. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 50.—.

* BÜCHNER -GEORG: WOYZECK. Nach den Handschriften des Dichters herausgegeben von Georg Witkowski. 520 numerierte Exemplare. In Leder M 160.—; in Halbpergament M 70.—.

* BÜRGER -GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustave Doré. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbpergament M 100.—.

* DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. 17.—26. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* CORTES -FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von Arthur Schurig. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* COSTER -CHARLES DE: BRIEFE AN ELISA. Übertragen von G. Goyert. Zweite Auflage. In Pappband M 8.—.

* COSTER -CHARLES DE: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von A. Wesselski. 21.—30. Tausend. In Pappband M 16.—, in Halbpergament M 40.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. (Eine neue Auflage auf Dünndruckpapier befindet sich in Vorbereitung.)

* DÄUBLER -THEODOR: HESPERIEN. Eine Symphonie. In Pappband M 9.—.

* DÄUBLER -THEODOR: HYMNE AN ITALIEN. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* DÄUBLER -THEODOR: LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. In Pappband M 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DER NEUE STANDPUNKT. Aufsätze zur modernen Kunst. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: MIT SILBERNER SICHEL. Zweite Auflage. In Pappband M 14.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DER STERNHELLE WEG. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DIE TREPPE ZUM NORDLICHT. Gedichte. In Pappband M 8.50; in Leder M 100.—.

* DÄUBLER -THEODOR: WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. In Pappband M 10.—.

* DESBORDES-VALMORE -MARCELINE. Das Lebensbild einer Dichterin von Stefan Zweig. Mit Übertragungen von Gisela Etzel-Kühn. In Pappband M 20.—.

* DEUTSCHE CHANSONS. Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 108.—118. Tausend. In Pappband M 8.50.

* ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Zweite Auflage. In Pappband M 24.—; in Halbpergament M 50.—.

* DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von Cattermole, Hablot K. Browne und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Ganzleinen M 220.—.

Einzelausgaben (jeder Band in Leinen M 38.—):
David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen von Hablot K. Browne, Phiz u. a.
Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen und 8 Initialen von Browne, Cruikshank u. a.
Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen von R. Seymour, Buss und Phiz.
Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen von Hablot K. Browne.
Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen von Hablot K. Browne.
Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. Mit 76 Federzeichnungen von Cruikshank, Leech u. a.

* EHRENSTEIN -ALBERT: BERICHT AUS EINEM TOLLHAUS. Nach dem ursprünglichen Plan des „Selbstmord eines Katers" umgearbeitet. 3.—7. Tausend. In Pappband M 10.—.

* ELI. Nach der Schrift neugeordnet v. M. J. bin Gorion. Verdeutscht von Rahel Ramberg. Mit 3 Steinzeichnungen von Lovis Corinth. 150 numerierte Exemplare. In Pappband M 160.—.

* FECHNER -GUSTAV THEODOR: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom

Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von Max Fischer. In Halbleinen M 26.—; in Halbpergament M 46.—.

* FICHTES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bergmann. In Halbleinen M 14.—.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: GESAMMELTE WERKE. Fünf Bände. In Pappbänden M 60.—.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: AUSGEWÄHLTE NOVELLEN. Zwei Bände. In Pappbänden M 30.—.

* FRANK -LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 11.—15. Tausend. In Pappband M 12.—.

* FRANK -LEONHARD: DIE URSACHE. Roman. 11. bis 15. Tausend. In Pappband M 14.—.

* GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von Hermann Hesse. Zweite Auflage. In Pappband M 24.—; in Halbleder M 45.—.

* GLASER -CURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Zweite Auflage. Mit 36 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M 40.—.

* GLASER -CURT: LUCAS CRANACH. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M 60.—.

* GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 9.—11. Tausend. In Halbleder M 90.—.

* GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 49. bis 58. Tausend. In Pappband M 30.—.

* GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 400.—.

* GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 76. bis 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Leder M 60.—.

* GOETHE: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern von Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Sechste Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 50.—.

* GOETHES SÄMTLICHE GEDICHTE in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 11.—20. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 45.—; in Leder M 150.—.

* GOETHES LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 16.—20. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbleder M 34.—.

* GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Zweite Auflage. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 30.—; in Leder M 100.—.

* GOETHES ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe. 11. bis 20. Tausend. In Leinen M 24.—.

* GOETHES WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. 6.—10. Tausend. In Leinen M 20.—.

* GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Herausgegeben von Max Hecker. Vierte Auflage. (Befindet sich im Neudruck.)

* GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M 16.—.

* BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rat. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. 51.—57. Tausend. In Pappband M 10.—.

* GOGOL -N. W.: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Eine Erzählung. Aus dem Russischen übertragen von H. Röhl. In Pappband M 28.—.

* GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe, besorgt von Reinhard Buchwald. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* GUÉRIN -MAURICE DE: DER KENTAUER. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M 8.—.

* HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* HARDT -ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 5. bis 7. Tausend. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einbandzeichnung von Marcus Behmer. 16.—18. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HARDT -ERNST: DER KAMPF UMS ROSENROTE. Ein Drama in vier Aufzügen. Dritte Auflage. In Pappband M 14.—.

* HARDT -ERNST: KÖNIG SALOMO. Drama in fünf Akten. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von Karl Walser. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 42.—48. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HEINES BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 31. bis 38. Tausend. In Leinen M 20.—; in Leder M 100.—.

* HOFFMANN -E. T. A.: PRINZESSIN BRAMBILLA. Ein Capriccio nach Jacob Callot. Mit 8 gestochenen Kupfern nach Callotschen Originalblättern. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—.

* HOFMANNSTHAL -HUGO VON: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 31.—40. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HÖLDERLIN: DER TOD DES EMPEDOKLES. Für eine festliche Aufführung bearbeitet und eingerichtet von Wilhelm von Scholz. Zweite Auflage. In Pappband M 8.50.

* HOLZ -ARNO: PHANTASUS. In Halbleinen M 60.—; in Halbpergament M 100.—.

* HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 14.—.

* HUCH -RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 10.—13. Tausend. In Pappbänden M 60.—; in Halbleinen M 75.—.

* HUCH -RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 9.—12. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* HUCH -RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Ein Roman in Briefen. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* HUCH -RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.—19. Tausend. In Pappband M 16.50.

* HUCH -RICARDA: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 6.—8. Tausend. In Pappband M 16.—.

* HUCH -RICARDA: MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" siebente Auflage. In Halbleinen M 20.—.

* HUCH -RICARDA: DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. In Halbleinen M 16.—.

* HUCH -RICARDA: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Siebente Auflage. In Pappband M 12.—.

* HUCH -RICARDA: WALLENSTEIN. 10.—12. Tausend. In Pappband M 12.—.

* (HUMBOLDT:) DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von Albert Leitzmann. In Pappband M 22.—; in Halbleder M 45.—.

* HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 16. bis 20. Tausend. In Pappband M 10.—.

* DAS INSELSCHIFF. Eine Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlags. Erster Jahrgang. In Pappband M 20.—; in Halbpergament M 36.—.

* JACOBSEN -JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. 14.—21. Tausend. In Leinen M 40.—.

* JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik von Hans Bethge. 10.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* KANTS SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von Felix Groß. Sechs Bände. Taschenausgabe in Format und Schrift der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker. Jeder Band in Leinen M 30.—.

* KASSNER -RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: DIE CHIMÄRE. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: ENGLISCHE DICHTER. In Pappband M 20.—.

* KASSNER -RUDOLF: MELANCHOLIA. Zweite Auflage. In Pappband M 15.—.

* KASSNER -RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: ZAHL UND GESICHT. In Pappband M 15.—.

* KATHARINA II., KAISERIN VON RUSSLAND: MEMOIREN. Ausgabe in einem Bande. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildnissen. 6.—10. Tausend. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Herausgegeben von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 48.—.

* KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. Zeichnung der Zierstücke, des Titels und des Einbandes von Walter Tiemann. Dritte Auflage. In Pappband M 18.—.

* LACLOS -CHODERLOS DE: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (Liaisons dangereuses). Übertragen von Heinrich Mann. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 32.—; in Leder M 120.—.

* LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von Alexander Ular. Fünfte Auflage. In Pappband M 14.—; in Halbpergament M 36.—.

* LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von Lucas Cranach. In Halbleinen M 40.—.

* MAYR -HETTA: MESSIADE. In Halbleinen M 18.—.

* MOMBERT -ALFRED: DIE BLÜTE DES CHAOS. In Pappband M 16.—.

* MOMBERT -ALFRED: DER DENKER. Gedichtwerk. Zweite Auflage. In Pappband M 16.—.

* MOMBERT -ALFRED: DER HELD DER ERDE. Gedichtwerk. In Halbleinen M 12.—.

* MUNK -GEORG: IRREGANG. Roman. 5.—7. Tausend. In Pappband M 12.—.

* MUNK -GEORG: DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. In Pappband M 14.—.

* DIE NACHTWACHEN DES BONAVENTURA. Herausgegeben von Franz Schultz. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* NIETZSCHES BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Zwei Bände. In Halbleinen M 28.—.

* NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. In Halbleinen M 16.—.

* FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli. In Halbleinen M 18.—.

* NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—.

* PFISTER -KURT: BRUEGEL. Mit 78 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen M 24.—.

* PHILIPPE -CHARLES-LOUIS: GESAMMELTE WERKE. In deutscher Übertragung. Sechs Bände. Herausgegeben von Wilhelm Südel. In Pappbänden M 50.—.

Einzelausgaben:

Bübü. Roman. In Pappband M 9.—.

Die kleine Stadt. Novellen. In Pappband M 8.—.

Der alte Perdrix. Roman. In Pappband M 8.—.

Marie Donadieu. Roman. In Pappband M 10.—.

Croquignole. Roman. In Pappband M 9.—.

Mutter und Kind. Roman. In Pappband M 8.—.

* PONTOPPIDAN -HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. Vierte Auflage. In Pappbänden M 25.—; in Ganzleinen M 36.—.

* PONTOPPIDAN -HENRIK: TOTENREICH. Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M 32.—.

* PRÉVOST D'EXILES -ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von Rud. G. Binding. Mit 4 Bildern von Franz von Bayros. Vierte Auflage. In Pappband M 15.—; in Halbleder M 36.—.

* PULVER -MAX: AUFFAHRT. Gedichte. In Pappband M 8.—.

* PULVER -MAX: IGERNES SCHULD. In Pappband M 8.—.

* PULVER -MAX: MERLIN. In Pappband M 8.50.

* RIEMER -FRIEDRICH WILHELM: MITTEILUNGEN ÜBER GOETHE. Herausgegeben von Arthur Pollmer. Mit 24 Abbildungen. In Pappband M 24.—; in Halbleder M 45.—.

* RILKE -RAINER MARIA: ERSTE GEDICHTE. 7.—9. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DIE FRÜHEN GEDICHTE. Fünfte Auflage. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DAS BUCH DER BILDER. 16.—19. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: NEUE GEDICHTE. 10.—14. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. Fünfte Auflage. In Pappbd. M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) 30.—39. Tausend. In Halbleinen M 16.—.

* RILKE -RAINER MARIA: REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) Dritte Auflage. In Pappband M 7.—.

* RILKE -RAINER MARIA: GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 19.—23. Tausend. In Pappband M 14.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 13.—17. Tausend. In Pappband M 28.—.

* RILKE -RAINER MARIA: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. 26.—30. Tausend. In Halbleinen M 24.—.

* (RILKE -RAINER MARIA:) DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Übertragen von Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* RUISBROECK -JAN VAN: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT. Aus dem Flämischen übertragen und herausgegeben von Friedrich Markus Huebner. Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in den Kriegsjahren 1916—1918 in einer einmaligen Auflage von 500 numerierten Exemplaren auf van Gelder-Bütten. Nr. 1—50 in Pergament mit der Hand gebunden (vergriffen); Nr. 51—500 in Halbpergament M 90.—.

* SACHS -HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen). Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. Dritte Auflage. Zwei Bände. In Halbleinen M 50.—; in Halbpergament M 90.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M 15.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtungen. In Pappband M 24.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M 9.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 5.—8. Tausend. Geheftet M 8.—; in Pappband M 14.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 4.—6. Tausend. In Pappband M 14.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 4.—7. Tausend. Geheftet M 6.—; in Pappband M 12.—.

* SCHEFFLER -KARL: BISMARCK. Eine Studie. In Pappband M 9.—.

* SCHEFFLER -KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Bildertafeln. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—.

* SCHEFFLER -KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildertafeln. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M 40.—.

* SCHEFFLER -KARL: ITALIEN. 7.—9. Tausend. Mit 118 Bildertafeln. In Halbleinen M 56.—.

* SCHEFFLER -KARL: LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M 22.—

* SCHEFFLER -KARL: WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. In Pappband M 8.—.

* SCHENDEL -ARTHUR VAN: DIE SCHÖNE JAGD. Erzählungen. Aus dem Holländischen von Hilde Telschow. In Pappband M 12.—.

* SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 150.—.

* SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 150.—.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M 10.—.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. In Pappband M 7.50.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: SPRÜCHE IN REIMEN. Mit Titelvignette, Umschlagrahmen und Zierleisten von Heinrich Vogeler-Worpswede. Geh. M 3.50.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: UNMUT. Ein Buch Gesänge. In Pappband M 4.—.

* SEIDEL -WILLY: DER BUSCHHAHN. Roman. In Pappband M 18.—.

* SEIDEL -WILLY: DER GARTEN DES SCHUCHAN. Novellen. Zweite Auflage. In Pappband M 18.—.

* SEIDEL -WILLY: DER SANG DER SAKIJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. 3.—5. Tausend. In Pappband M 12.—.

* SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Louise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff. Jeder Band in Pappband M 10.—.

Bisher erschienen: Macbeth — Hamlet — Othello — Ein Sommernachtstraum — Der Sturm.

* STENDHAL -FRIEDRICH VON (HENRY BEYLE): VON DER LIEBE. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier in Ganzleinen M 30.—; in Leder M 120.—.

* STIFTER -ADALBERT: DER NACHSOMMER. In einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 36.—.

* STIFTER -ADALBERT: STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. 9. bis 13. Tausend. In Leinen M 50.—; in Leder M 200.—.

* STORM -THEODOR: SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. Zweite Auflage in vier Bänden auf Dünndruckpapier. In Ganzleinen M 130.—.

* STRAUSS -DAVID FRIEDRICH: ULRICH VON HUTTEN. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 75.—.

* STRAUSS -LUDWIG: WANDLUNG UND VERKÜNDIGUNG. Gedichte. In Halbleinen M 4.50.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: GEDICHTE UND SZENEN. In Halbleinen M 8.—.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: NEUE GEDICHTE. In Halbleinen M 6.—.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 16.—.

* THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von Josef Bernhart. In Halbleinen M 22.—; in Halbpergament M 42.—.

* THUKYDIDES: GESCHICHTE DES PELOPONNESISCHEN KRIEGES. Übertragen von Theodor Braun. Zwei Bände. In Pappbänden M 36.—; in Halbleder M 80.—.

* TIMMERMANS -FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—10. Tausend. In Pappband M 14.—.

* TOBIA. Nach der Schrift neugeordnet von M. J. bin Gorion. Mit 3 Steinzeichnungen von Max Liebermann. 150 numerierte Exemplare. Nr. 1—30 auf Bütten in Pergament M 400.—; Nr. 31—150 in Pappband M 160.—.

* DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von Joseph Bédier. Autorisierte Übertragung von Rudolf G. Binding. Vierte Auflage. In Pappband M 18.—; in Halbpergament M 30.—.

* TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von Martin Buber. Dritte Auflage. In Pappband M 14.—; in Halbpergament M 36.—.

* VERHAEREN -EMILE: DREI DRAMEN. (HELENAS HEIMKEHR; PHILIPP II.; DAS KLOSTER.) Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M 14.—.

* VERHAEREN -EMILE: REMBRANDT. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. 36. bis 40. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* VERHAEREN -EMILE: RUBENS. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rubens'. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* VERHAEREN -EMILE: DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von Paul Zech. In Pappband M 12.—.

* VERMEYLEN -AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4. bis 6. Tausend. In Pappband M 10.—.

* VERWEY -ALBERT: EUROPÄISCHE AUFSÄTZE. Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow. In Pappband M 18.—.

* VERWEY -ALBERT: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare, gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar. In Pappband M 18.—.

* (VILLERS -ALEXANDER VON:) BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Halbleinen M 40.—.

* VISCHER -FRIEDRICH THEODOR: AUCH EINER. Roman. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* VOGELER-WORPSWEDE -HEINRICH: DIR. Gedichte und Zeichnungen. Vierte Auflage. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Vollständige Ausgabe. Mit 240 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M 80.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. 11.—20. Tausend. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN. Mit 80 Vollbildern. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 20.—.

* WASMANN -FRIEDRICH. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M 40.—.

* WILDE -OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. 103.—115. Tausend. In Pappband M 22.—; in Halbpergament M 50.—.

* WILHELMINE, MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von Annette Kolb. Mit 10 Vollbildern. Zweite Auflage. In Pappband M 22.—; in Halbleder M 45.—.

* ZOLA -EMILE: ARBEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: FRUCHTBARKEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: WAHRHEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: DER ZUSAMMENBRUCH. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: DAS GELD. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZWEIG -STEFAN: DER ZWANG. Eine Novelle. Mit 10 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage in 460 numerierten Exemplaren. Nr. 1—50 auf Büttenpapier in Leder (Handband) (vergriffen); Nr. 51—460 in Halbpergament M 90.—.

* ZWEIG -STEFAN: DIE FRÜHEN KRÄNZE. Gedichte. Dritte Auflage. In Pappband M 9.—.

* ZWEIG -STEFAN: DREI MEISTER (BALZAC-DICKENS-DOSTOJEWSKI). Zweite Auflage. In Pappband M 18.—.

* ZWEIG -STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. Dritte Auflage. In Pappband M 8.50.

* ZWEIG -STEFAN: JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 14.—18. Tausend. In Pappband M 15.—.



DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Halbleinen M 18.—,
worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

* ALEXIS -WILLIBALD: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 16.—20. Tausend.

* BUYSSE -CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner.

* CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von Konrad Thorer. Mit einem Nachwort von Hermann Schneider. Zwei Bände.

* COSTER -CHARLES DE: DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.

* COSTER -CHARLES DE: FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von Albert Wesselski. 11.—20. Tausend.

* DOSTOJEWSKI: DER IDIOT. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von H. Röhl.

* DOSTOJEWSKI: DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Karl Nötzel. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: DIE TEUFEL. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: NETOTSCHKA NJESWANOWA UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von H. Röhl.

* DOSTOJEWSKI: SCHULD UND SÜHNE (RASKOLNIKOW). Ein Roman in sechs Teilen mit einem Nachwort. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. 11.—20. Tausend.

* EEKHOUD -GEORGES: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von Tony Kellen.

* FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von Arthur Schurig. 26.—30. Tausend.

* FLAUBERT: SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von Arthur Schurig. 16. bis 20. Tausend.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: FRAU ERDMUTHENS ZWILLINGSSÖHNE. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 16.—20. Tausend.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 49.—58. Tausend.

* GOTTHELF -JEREMIAS: WIE ULI DER KNECHT GLÜCKLICH WIRD. 11.—15. Tausend.

* HOFFMANN -E. T. A.: DER GOLDENE TOPF — KLEIN ZACHES — MEISTER MARTIN DER KÜFNER UND SEINE GESELLEN. 11.—15. Tausend.

* JACOBSEN -JENS PETER: FRAU MARIE GRUBBE. Übertragen von Mathilde Mann. 21.—25. Tausend.

* JACOBSEN -JENS PETER: NIELS LYHNE. Übertragen von Anka Matthiesen. 31.—40. Tausend.

* JEAN PAUL: TITAN. Gekürzt herausgegeben von Hermann Hesse. Zwei Bände.

* LAGERLÖF -SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann. 26.—38. Tausend. Zwei Bände.

* LIE -JONAS: DIE FAMILIE AUF GILJE. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von Mathilde Mann.

* MEINHOLD -WILHELM: MARIA SCHWEIDLER, DIE BERNSTEINHEXE. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

* MÖRIKE -EDUARD: MALER NOLTEN. In ursprünglicher Gestalt. 11.—15. Tausend.

* MORITZ -KARL PHILIPP: ANTON REISER. Ein psychologischer Roman. 6.—10. Tausend.

* MURGER -HENRI: DIE BOHEME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von Felix Paul Greve. 16.—20. Tausend.

* SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 26.—35. Tausend.

* SCOTT -WALTER: IVANHOE. In der Übersetzung von L. Tafel. 11.—15. Tausend.

* SCOTT -WALTER: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von August Schäfer. 11.—15. Tausend.



* SEALSFIELD -CHARLES (KARL POSTL): DAS KAJÜTENBUCH. (Ein Roman aus Texas.) 11.—15. Tausend.
* STREUVELS -STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers.
* STRINDBERG -AUGUST: AM MEER. Übertragen von Mathilde Mann.
* STRINDBERG -AUGUST: DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von Mathilde Mann. 11.—20. Tausend.
* THACKERAY: DIE GESCHICHTE DES HENRY ESMOND, von ihm selbst erzählt. Übertragen von E. v. Schorn.
* TIECK -LUDWIG: VITTORIA ACCOROMBONA. Ein Roman aus der Renaissance.
* TILLIER -CLAUDE: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von Rudolf G. Binding. 11.—15. Tausend.
* TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. 11.—20. Tausend.
* TOLSTOI: AUFERSTEHUNG. Übertragen von Adolf Heß. 11.—20. Tausend.
* TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 11.—15. Tausend.
* TUTI-NAMEH ODER DAS PAPAGEIENBUCH. Nach der türkischen Fassung übersetzt von Georg Rosen.
* WEIGAND -WILHELM: DIE FRANKENTHALER. 11. bis 15. Tausend.
* WILDE -OSCAR: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. 16.—25. Tausend.

BIBLIOTHECA MUNDI

Jeder Band geheftet M 18.—; in Pappband M 25.—, worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

* BAUDELAIRE: Les Fleurs du Mal.
* BYRON: Poems.
* KLEIST: Erzählungen.
* MUSSET: Trois Drames (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres).
* РУССКІЙ ПАРНАССЪ (Russischer Parnaß).
* SANTA TERESA: Libro de su Vida.
* STENDHAL: De l'Amour.

PANDORA

Jeder Band geb. (nach Art der Insel-Bücherei) M 5.—, worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

Bisher erschienen 40 Bände

AMERIKANISCH

EMERSON: On Nature, with Goethes Natur. (4)
IRVING: Christmas at Bracebridge Hall. (Sketches.) (10)
LONGFELLOW: Evangeline. (18)
POE: The Raven and other Poems, preceded by The Philosophy of Composition. (38)

DEUTSCH

ANGELUS SILESIUS: Aus dem Cherubinischen Wandersmann und den geistlichen Hirtenliedern. (34)
EICHENDORFF: Aus dem Leben eines Taugenichts. (8)
GOETHE: Hermann und Dorothea. (16)
GOTTHELF: Das Erdbeeri-Mareili. (30)
E. T. A. HOFFMANN: Das Fräulein von Scuderi. (35)
KANT: Zum ewigen Frieden. (3)
SCHILLER: Wilhelm Tell. (12)
STIFTER: Der Waldsteig. (31)

ENGLISCH

ELIZABETH BARRETT-BROWNING: Sonnets from the Portuguese. (17)
BYRON: Marino Faliero. (15)
DICKENS: A Christmas Carol. (With Illustrations by John Leech.) (13)
MACAULAY: Essay on William Pitt. (19)
MILTON: Minor Poems. (28)
POPE: The Rape of the Lock. (11)
SHAKESPEARE: Sonnets. (1)
SHELLEY: The Cenci. (22)

FRANZÖSISCH

BALZAC: Jésus-Christ en Flandre. Le Chef-d'oeuvre inconnu. (26)
CORNEILLE: Le Menteur. (21)
DE COSTER: Smetse Smee. (40)
GALLAND: Les Aventures d'Haroun-al-Raschid. (Contes des Mille et une Nuits.) (29)

LA FONTAINE: Fables. (Avec des gravures de Virgil Solis.) (37)
MÉRIMÉE: Carmen. (24)
MOLIÈRE: Le Malade Imaginaire. (2)
MUSSET: Le Fils du Titien; Mimi Pinson. (36)
RACINE: Athalie. (14)
STENDHAL: Vittoria Accoramboni; Les Cenci (Nouvelles italiennes.) (9)
VILLON: Le Testament. (27)
VOLTAIRE: Zadig. (32)

ITALIENISCH

BOCCACCIO: Sei Novelle. Con incisioni. (33)
LEOPARDI: Pensieri. (6)
PETRARCA: Trionfi. (20)

LATEINISCH

TACITUS: Germania. (7)

RUSSISCH

ДОСТОЕВСКІЙ: Великій инквизиторъ чортъ. Кошмаръ ивана Өедоровича. „DOSTOJEWSKI: Der Großinquisitor. Iwans Alp.“ (25)
ТУРГЕИЕВЪ: стихотворенія въ просѣ. „TURGENJEFF: Gedichte in Prosa.“ (39)

SPANISCH

CALDERON: La Vida es Sueño. (5)
CERVANTES: Rinconete y Cortadillo. (23)

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band gebunden M 3.50,
worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

Die Sammlung umfaßt bisher 319 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Volksbücher, Dramen, Gedichte, Sprüche, Briefe, Memoiren, Kunstbücher und Essays aller Völker und Zeiten. Sonderverzeichnisse stehen unberechnet zur Verfügung.



INHALT

Text

Bilder



Ein Insel-Almanach für 1920 ist nicht erschienen.



GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG

